E
184
.G3F8

LIBRARY OF CONGRESS
1800

Deutschland

in

Amerika.

260

Das einzig rechte Ziel aller deutschen Auswanderer.

Von

W. Frank.

Cassel, 1839.

Im Verlag der J. Luckhardt'schen Hof-Buchhandlung.

E184
G3F8

64898
'05

307
1

Vorrede.

Wenn es als zu einer Sitte geworden betrachtet werden könnte, daß die Vorrede es auf sich nehme, gleichsam eine Entschuldigung für das Erscheinen einer neuen Schrift anzubringen, so ist das hier nicht unsere Absicht, indem das Werk selbst dafür reden mag.

Dieses Schriftchen ist nicht die Arbeit einer bestimmten Zeit, sondern wir haben dasselbe seit vielen Jahren als unsere Hauptaufgabe und seine endliche Vollendung als unser bisheriges Lebensziel betrachtet. Wir glaubten es jetzt an der Zeit, damit hervorzutreten, obgleich wohl Niemand besser als der Verfasser die

Mängel dieser Arbeit fühlen kann. Ganz vollkommen hätte dieses, wie jedes menschliche Werk, auch keine Zeit machen können.

Die Hauptidee, die der Verbreitung und Sicherung des deutschen Lebens in der neuen Welt, der Bewahrung der deutschen Auswanderer vor dem Verlust ihrer Nationalität, der Bewahrung des gesammten deutschen Volks vor dem immerwährenden Verluste so vieler Tausende und endlich Millionen seiner Glieder: diese Idee kann nicht als einem Einzelnen oder nur Wenigen angehörig betrachtet werden, sondern sie gehört nach vielen Erscheinungen im neuern deutschen Leben dem ganzen deutschen Volke an. Diese Idee ist an sich selbst so klar, so rein patriotisch, so würdig eines großen und edlen Volkes, daß es Vermessenheit scheinen müßte, etwas zu ihrer Rechtfertigung sagen zu wollen. Es hat indessen immer gegeben und wird ewig geben Viele, die verdammt zu sein scheinen, sich als die Priester der Finsterniß mit der Anfeindung alles Guten zu beschäftigen, die, um ihre Erniedrigung voll zu machen, auch das Reine und Erhabene mit ihren unsauberen Händen zu besudeln und jeden Lichtfunken

mit ihrem Gifthauch zu ersticken trachten. Andere werden durch ihre geistige Schwäche verführt, zu glauben, daß überhaupt nichts Großes und Folgenreiches verwirklicht werden könne, wenn es Hindernisse findet, und die deshalb bereit sind, darauf hinzielende Unternehmungen mit dem Namen unausführbarer Projekte zu belegen, während die Geschichte der Menschheit sie doch sollte belehrt haben, daß nie etwas Gutes ohne Hindernisse zu Stande gekommen ist, und daß die Hindernisse fast immer von ihrer und der vorigen Parthei herrührten. Damit soll gesagt sein, daß die große, echt deutsche Idee, die unter uns im Entstehn begriffen ist, nur angefeindet werden kann von jenen beiden Seiten her; eine Anfeindung also, die keine Beachtung verdienen könnte, und bei der es völlig von uns abhängen würde, ob sie einigen Einfluß haben sollte oder nicht.

Ueber die zur Verwirklichung führenden Wege kann ein verschiedenes Urtheil stattfinden. Alle, auch die entgegengesetztesten, sind mit Dank anzunehmen, wenn sie nur nicht aus trüber Quelle fließen.

Von großer Wichtigkeit ist die Beurtheilung der verschiedenen Länder in der neuen Welt, die für deutsche

Ansiedler tauglich und vortheilhaft gehalten werden können. Der Leser wird bemerken, daß ich nicht aus eigner Anschauung rede; aber er wird auch bemerken, daß die verschiedenen Nachrichten mit Sorgfalt verglichen und gewürdigt sind. Ich bin überzeugt, daß wir von Europa aus ein richtigeres allgemeines Urtheil über jene Länder fällen können, als wenn wir erst selbst eine einseitige Erfahrung gemacht und dieser nach menschlicher Weise einen unbedingten Werth beigelegt hätten. Hier, die Erfahrungen so Vieler benutzend, stehen wir gleichsam noch über dem Strome, und überschauen ihn frei und ungehindert; aber unser Blick ist sehr beengt, wenn wir erst in ihm selbst uns befinden und von ihm fortgerissen werden. Die Urtheile aller Ausgewanderten sind einseitig. Glück oder Leiden, beides befängt das Urtheil, aber aus den entgegengesetzten Urtheilen läßt sich die Wahrheit sondern. Ohne so nöthige Vorsicht sind die werthvollen Nachrichten unserer wissenschaftlichen Reisenden zu benutzen, die kein Schicksal an das Land knüpfte. Die Quelle meiner Nachrichten anzuführen, habe ich mich möglichst bestrebt; jedoch mit Ausschluß der Masse meist ganz werthloser Schriften über einzelne Erfahrungen in den vereinigten Staaten.

Diese haben eben nur in ihrer Masse einigen Werth für die Zusammensetzung eines richtigen Bildes, und sie einzeln anzuführen, würde für die Leser eben so lästig als unnütz sein.

Ueber die Art der Ausführung glaubte ich mich nicht weitläufiger, als es geschehen, auslassen zu dürfen, weil sie lediglich von denen abhängt, die dazu mitwirken werden. Noch weniger wären nähere Vorschläge da an ihrem Platze gewesen, wo von dem Wunsche die Rede ist, daß die Hansestädte sich der Sache annehmen mögten. So übergeben wir denn diese Blätter unseren auswandernden Gefährten, und hoffen, daß sie in deren geringem Umfange Alles vereinigt finden werden, was sie bei der großen Frage, die ihre gesammten geistigen und materiellen Interessen berührt, zu beachten und zu berathen haben. Das wollten wir in diesen wenigen Bogen zusammenfassen, und es wäre gewiß leichter gewesen, ein dickes Buch daraus zu machen.

Wie das Ziel erreicht ist, darüber mögen die Leser urtheilen.

Wildungen im Fürstenthum Waldek, 1839.

Die Auswanderung ist seit den ältesten Zeiten und bei allen Völkern, die nicht ganz roh oder verdorben waren, als das beste und wohlthätigste Ausgleichungsmittel bei zu starkem Anwachsen der Bevölkerung betrachtet worden, wenigstens von allen Vernünftigen und Gutdenkenden. Dieses Anwachsen der Bevölkerung zieht immer und nothwendig die traurigsten Folgen nach sich. Es verurtheilt einen großen Theil des Volks zur Sklaverei, mag das nun in wirklicher Leibeigenschaft oder in großer Armuth bestehen. Die Glücklicheren können sich nicht mehr durch die Gaben der Natur bereichern, sondern allein durch die Aufopferung der Aermeren, welche darüber ins Elend versinken müssen. Sie selbst werden dadurch entmenscht, und werden eine schwere Last der ganzen Gesellschaft, die dadurch auf das Nachdrücklichste geschwächt wird. Das Schlimmste aber ist die Entsittlichung des ganzen Volks, welche theils aus der Armuth oder aus der durch die Sorge oder Furcht vor Auskommen geweckten niedrigen Leidenschaft entspringt, theils aus den

Verhältnissen, die der Selbstständigkeit der jungen Männer, und damit der Ehe, hinderlich sind. Der Druck aller dieser Verhältnisse breitet sich auch auf die Wohlhabenderen aus, einestheils weil ein nur mäßiger Besitz nicht vor der Sorge für den Unterhalt der Kinder schützen kann; anderntheils, weil die von der Last einer überflüssigen Bevölkerung gedrückte Gesellschaft zu große Anforderungen an die verhältnißmäßig wenigen Besitzenden machen muß. Das Uebel muß seiner Natur nach immer wachsen, bis zur Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung, bis zu erschütternden Unruhen, die aber zu Nichts führen, da sie die Quelle nicht ableiten.

Gegen alle diese und noch mehrere schwere Uebel ist die Auswanderung lediglich das einzige zureichende Mittel. Die Auswanderer begeben sich in gar nicht oder schwach bevölkerte Länder und entgehen dadurch auf das sicherste jenen Uebeln. Für die Zurückbleibenden hat aber eben ihre Auswanderung die wohlthätige Folge, daß sie von der Last der zu großen Bevölkerung befreit werden. Es versteht sich von selbst, daß die Auswanderung in zureichendem Grade stattfinden muß, wenn sie ein zureichendes Mittel für das kräftigere Aufblühen der Heimath sein soll. Keine Voraussetzung könnte wohl falscher sein als die, daß die Auswanderung, auch die zahlreichste, durch Verminderung der Volkszahl einen Staat schwächen könne. Sie kann ihn nur kräftigen, in jeder Hinsicht. Indem den Zurückgebliebenen der Unterhalt wieder erleichtert ist, wird auch die Zahl schnell wieder anwachsen. Deshalb ist aber auch eine fortgesetzte Auswanderung nöthig; und deshalb kann Nichts so sehr ein Volk groß und mächtig machen, als die Auswanderung.

Im Alterthume zeigt das schönste Beispiel davon das edle Volk der Griechen, in den Zeiten, wo es sich auf die hohe Stufe seiner schönen menschlichen Bildung gehoben hatte. Die Griechen lebten, eben so wenig wie die Deutschen, in einem Staate, aber ein edler Geist verband sie zu einem großen Volke. Zahlreiche Schaaren von Auswanderern gingen unaufhörlich zu Schiffe, um unabhängige Kolonien zu gründen. Sie waren fern davon, sich unter fremden Völkern zu zerstreuen. Jede Kolonie war der Keim eines griechischen Staates, der rasch aufblühte, und den die Liebe zum großen gemeinsamen Vaterlande mit allen andern verband, obgleich damals die Beschiffung eines kleinen Theils des Mittelmeeres mehr Mühe und Gefahr kostete, als jetzt eine Umschiffung der Welt. So wurde das griechische Volk, einem klein n Ländchen entstammend, ein mächtiges und großes Volk und seine Sprache die Sprache der damaligen gebildeten Welt, bis es durch überhand nehmende Unwissenheit unterging.

Nicht alle Völker verbreiten und vergrößern sich durch Auswanderung, wenn entweder ihre Zahl nicht sehr anwächst, was durch mancherlei drückende Verhältnisse, besonders aber durch allgemeine Unsittlichkeit verursacht werden kann, oder wenn ihrem Charakter die Beharrlichkeit mangelt, die durch kein Hinderniß sich das Ziel aus dem Auge rücken läßt, und die deshalb auch unübersteiglich scheinende Hindernisse aus dem Wege räumt, denn es ist dem Menschen gegeben, Alles zu können, was er ernstlich will.

So ist's bei den neuen römischen Europäern. Weder Italiener noch Franzosen sind Auswanderer, und fähig, die

Mühen über sich zu nehmen, welche eine dauerhafte Ansiedlung im Anfang erfordert.

Für die Bewohner der pyrenäischen Halbinsel waren es zu einer Zeit nur zufällige Verhältnisse, welche ihnen eine Zeitlang die Herrschaft des Meeres verschafften. Da trieb Golddurst und Nichts als Golddurst sie nach der neuen Welt, die sie als Mordbrenner schnell durchzogen und eroberten. Sie durchwühlten die schönsten Länder der Welt nach Golde, und ließen die freie Bevölkerung eines Welttheils in ihrer Sklaverei verschmachten. Wie wenig sie aber Auswanderer waren, das zeigt hinlänglich ihr jetziger elender Zustand in den reichsten Ländern, und die völlige Ohnmacht der von ihnen gegründeten Staaten.

Die germanischen Völker sind die eigentlich auswandernden, und die berufen sind, einst den besten Theil der Welt durch ihre Auswanderung zu beherrschen. Unsere Ahnen wanderten in grauer Vorzeit aus dem fernen Asien in das Herz Europa's, sie stießen vor zweitausend Jahren auf die damaligen Herrscher der Welt, auf die Römer, die von Asien und Afrika bis Britannien alle Völker unterjocht und ihnen ihr Gesetz und ihre Sprache aufgedrungen hatten. —

Die Deutschen waren es, an denen die unter Roms Fahnen vereinigte Macht der Welt fruchtlos zersplitterte. Die Deutschen scheuten sich nicht, zögerten nicht, mit nie gegeschwächtem Muthe, in hundert blutigen Schlachten sich Roms wohlgeübten Heeren entgegenzustellen. Rhein und Donau tranken oft das Blut der Kämpfenden, doch unsere Väter blieben Sieger in diesem schweren Streite. Welches war nun das Gut, um dessentwillen sie Alles opferten, um

dessentwillen sie freudig zu Tausenden den Tod erlitten, um dessentwillen sie auch die Genüsse einer Kultur verwarfen, die der Welsche ihnen bot um den Preis der Freiheit. Es war Nichts Anderes, als daß sie Deutsche bleiben wollten, ein Volk wollten sie bleiben, und sie sind es geblieben, weil sie es wollten als ein edles Volk; frei von der Selbstsucht der Einzelnen, bereit zu jedem Opfer für das große Gut.

Sie wollten bis in die fernsten Zeiten ihren Enkeln die Schmach ersparen, die sie rings an den Europäern erblickten. Und auch das haben sie erreicht. Heute noch verdanken wir es dem edlen Geiste, der sie trieb, daß wir uns Deutsche nennen können, daß wir noch immer die herrliche ewig lebendige Sprache unserer Väter reden.

Ein solches Volk, welches weder durch niedre Selbstsucht, noch durch überkünstelte Verhältnisse an der Erziehung einer zahlreichen Nachkommenschaft gehindert wurde, mußte bald so an Zahl wachsen, trotz der Fehden, die sie dann und wann unter sich auszufechten hatten, daß ihnen die Grenzen Deutschlands zu enge wurden. Sie schritten in zahlreichen Schaaren mit den Waffen in der Hand über den Rhein, neue Wohnsitze und einen mildern Himmel suchend. Schnell erlag unter ihrem Angriff das römische Weltreich. Durch Frankreich bis Spanien, in Italien wie in Afrika gründeten sie neue Staaten. Aber in diesen ereilte sie ein unabwendbares Geschick. Sie hatten sich unter Völker gestürzt, welche eine Bildung besaßen, die zwar verdorben, aber doch immer eine Bildung war, der die noch rohen Deutschen Nichts entgegenzusetzen hatten, als ihre muthige Kraft; und die bloße Gewalt mußte nothwendig unterliegen in einem

Kampfe, der sich nicht durch Waffen entscheiden ließ. Die Sieger waren bald nur dem Namen nach noch Sieger. Die Bildung der Besiegten bemächtigte sich ihrer und unterwarf sie sich gänzlich, daß in jenen Ländern nur schwache Spuren noch von den deutschen Siegern zeugen, und daß Europa's größter Theil, statt deutsch zu sein, noch immer römisch ist. Als die in Deutschland zurückgebliebenen auf diese Art den Untergang und das Verderben über die Ausgewanderten hereinbrechen sahen, hielten sie nur um so fester an ihrem theuer errungenen Volksthum, und nannten um so stolzer sich die Deutschen, das Volk, dem allein es gelungen war, die welsche Herrschaft abzuwehren. Freilich drang auch in Deutschland das römische Verderben und die römische Sklaverei ein, durch berückende List, als ihr die offene Macht durch deutsche Waffen gebrochen war. Aber die deutsche Bildung, das deutsche Volk für ganz Europa, nahm den Streit auf mit der römischen Finsterniß, und hat ihn fortgekämpft bis auf den heutigen Tag. Welches andere Volk hätte das auch gekonnt, sie waren ja längst unterjocht. Es wäre ewig um die Bildung Europa's geschehn gewesen, wenn das deutsche Volk nicht dagestanden hätte, ein unsterblicher Kämpfer für das Licht.

Die tapferen Schaaren, welche zu Lande das römische Reich zertrümmerten, waren nicht die einzigen Auswanderer in jenen ruhmreichen Zeiten unseres Volkes. Die an den nördlichen Küsten wohnenden Sachsen errichteten mächtige

Flotten und segelten nach England, wo sie die Britten über den Kanal nach Frankreich jagten, oder in die Gebirge von Wallis. In England waren die Sachsen glücklicher als die Eroberer der andern Theile des großen Römerreichs. Doch konnten sie sich nicht ganz des römischen Einflusses erwehren, und konnten ihre schöne niedre deutsche Sprache nicht vor gräulicher Verunstaltung schützen. Die dadurch zu Engländern gewordenen deutschen Sachsen besitzen noch immer die Herrschaft der Meere, während die Enkel der Zurückgebliebenen kaum zu wissen scheinen, daß dasselbe Meer noch immer an ihre Küsten schlägt. Die Engländer haben nachher wieder Kolonien ausgeschickt, die schon zu mächtigen Reichen geworden sind, und in Zukunft werden sie wahrscheinlich noch den ganzen fünften Welttheil zu einem neuen England machen.

Die deutsche Auswanderung ruhte im Ganzen nach jenen alten gewaltigen Zügen, bis die neue Welt entdeckt war. Sie bot überflüssigen Raum dar für die trotz unaufhörlicher Kriege zu sehr angewachsene Volkszahl. Es ist ein ganz verschiedenes, und gewiß kein erfreuliches Bild, was die deutsche Auswanderung von nun an vor unsere Augen stellt. Zwar zog der einzelne Auswanderer mit richtigem Sinn nach dem einzigen Lande der neuen Welt, das ihm offen stand, nach dem englischen Nordamerika; denn die Spanier und Portugiesen hatten ihre Eroberungen streng verschlossen. Was die meisten erwarteten, das bot ihnen auch der fruchtbare Boden und der noch unbeschränkte Raum Nordamerika's dar. Noch richtiger hat sich in der neueren Zeit das Urtheil aller Klassen der Auswanderer über ihre Angelegenheit gestellt.

Keiner erwartet wohl goldne Berge mehr mühelos zu erlangen, aber Jeder weiß auch, daß das viel höher zu schätzende Gut völliger Unabhängigkeit und der Blick in eine sorgenfreie Zukunft der Preis weniger mühevoller Jahre ist. Richtig sagte ein armer, nach Kanada ausgewanderter Engländer: »Was sind uns 1, 2, 3, ja selbst 4 mühevolle Jahre im Vergleich mit einem ganzen Leben von Plack und Armuth« *). In ähnlichem Falle befinden sich viele der für den Augenblick noch wohlhabenden Familien. Sollten sie auch selbst auf eine kärgliche Art durchkommen können, so können sie ihre Kinder doch nur auf überfüllte Gewerbe, oder geduldiges Harren auf Anstellungen, die noch so unfruchtbar, unangenehm oder unnütz sein mögen, oder vielleicht auf Grundstücke hinweisen, von deren Ertrage das hohe Grundkapital und die darauf ruhenden Lasten für den Genuß des Besitzers kaum etwas übrig lassen. Das einzige aufmunternde Ziel für die Thätigkeit der Jugend, Selbstständigkeit, liegt für Viele in weiter Ferne. Allen aber bietet sich ein ganz anderes Dasein dar, wenn sie ihr Geld und ihre Kräfte auf jenen dankbaren Boden wenden wollen, den die Natur durch die Reste von tausend Generationen der Pflanzenwelt zu einer Fruchtbarkeit gebildet hat, die in ganz Europa vergeblich gesucht werden würde.

Sie müssen nur vor allen Dingen, wenn sie ein Ziel erreichen wollen, das der Mühe der Auswanderung werth ist, ein Land wählen, das ihnen noch hinlänglichen Raum darbietet. Darüber wird in der Folge gesprochen werden.

---

*) Ansiedl. in den Urwäldern v. Kanada. A. d. Engl. v. Wiesen.

Außer den materiellen Interessen haben wir aber noch weit höhere zu berücksichtigen.

Zunächst ist es die Vereinzelung, welche allen deutschen Auswanderern ein betrübtes Loos bereitet hat. Es vereinigte und beschützte sie kein ihres Volkes würdiger Geist. Hie und dahin zerstreuten sie sich unter die Fremden, sie gingen alle zumal unter für ihr Vaterland. Nur zu oft wurde der arme Deutsche der Sclave und das Spiel des Fremden, und er ist's noch; denn er fragt vergebens nach einer Stätte in der neuen Welt, wo seine Landsleute etwas anderes als Unterdrückte wären. Die Unterdrückung beginnt schon, wenn sie zum letzten mal den Fuß auf deutschen Boden setzen.

Wer trägt die Schuld, als wir allein, als unsere Vereinzelung, als unser Mangel an deutschem Sinn? Doch dürfen wir hoffen, daß ein besserer Tag anbreche. Er ist schon angebrochen. Der deutsche Geist rüttelt sich auf aus dem langen Schlummer. Auch die Auswanderer wollen nicht mehr die Unterthanen der Fremden werden. Das zeigte sich an der gießener Gesellschaft, die noch so unvollkommen und verkehrt sein mochte, sie war doch ein Zeichen von erwachtem deutschen Sinn. Noch deutlicher offenbart sich das bei unsern Landsleuten in Nordamerika. Sie waren lange den elenden Gesinnungen verfallen, welche so verderbenschwanger auf unserm Volke lasteten. Aber jetzt sind sie erwacht. Sie haben mit hoher und heiliger Begeisterung das Streben begonnen für die Erhaltung der deutschen Nationalität und unserer herrlichen Sprache. Jetzt haben sie eingesehen, wie hehr und groß die Güter sind, die sie im Begriff waren, aufzuopfern für eine Zwittergestalt, für ein Nichts. Mag

bei kalter Ueberlegung das, was sie erreichen werden, noch so klein, ja mögen sie dem Untergange unter einem viel zahlreicheren Volke nicht entgehen zu können scheinen, so ist doch eben ihr Wille und ihr Streben ein schönes Zeichen und ein Anker, an dem unsere Hoffnung sich halten kann.

Von uns hängt es ab, ihren schmählichen Untergang zu verhüten und uns selbst unsere Selbstständigkeit zu bewahren. Wenn wir diesen Zweck, der uns allen gemeinsam ist, aus den Augen lassen, und uns nicht in einem richtigen Streben vereinen, so sind sowohl einiger Millionen unserer Brüder, als auch wir selbst und alle künftigen deutschen Auswanderer verloren. Denn jetzt ist die Zeit, jetzt ist die höchste Zeit.

Der höchste Zweck unserer Auswanderung muß also sein, daß wir es auf einem möglichst kurzen und sicheren Wege dahin zu bringen suchen, daß wenigstens ein von den Fremden unabhängiger deutscher Staat in der neuen Welt erstehe, ein Ziel und eine Stütze aller deutschen Auswanderer und ein immer mächtiger werdender Hebel für die Wohlfahrt des alten Vaterlandes.

Diesen würdigen Zweck können wir erreichen, indem wir nichts Anderes thun, als was eines Jeden unmittelbarer Vortheil schon von selbst gebietet. Aber es ist auch eine heilige Pflicht, die uns gegen uns selbst, gegen unsere Kinder und gegen unser ganzes Volk obliegt.

Jeder Mensch gehört irgend einem Volke an; die Fügung, die ihm seine Stelle unter diesem oder jenem Volke gab, bestimmte dadurch allein schon das, was er als Mensch werden sollte, welche Frucht sein Dasein auf der Erde für

ihn und für andere haben sollte. In dem Volke, dem er durch seine Muttersprache angehört, lebt und webt er in unzerreißlichen Banden. Er kann sie zerreißen, mit der Freiheit, mit welcher der Mensch jede Pflicht zerreißen kann, aber das Band kann Niemand zerreißen, welches die Strafe knüpft an jede böse That. Die härteste Strafe folgt unabwendbar dem Verrath. Und Verrath ist das freiwillige Auflehnen gegen die Gesammtheit aller göttlichen Fügungen, welche in der Stelle liegen, die ein Mensch unter irgend einem Volke empfangen hat. Er wendet sich damit ab von einem Ganzen, das ohne sein Zuthun, ja oft ohne sein Wissen, in seinem Innersten ihn ergriff, das ihn hob, ihn mit sich fort trug auf unsichtbaren Händen. Für ihn ist fürder Alles verloren, was in seinem Volke je Großes und Edles geschah; er hat keinen Theil mehr an Allem, was ihm Gutes oder Schönes oder Angenehmes von seinem Volke je zufloß. Was er aber dagegen von einem andern Volke einzutauschen glaubt, das ist seiner That angemessen, das ist weniger als ein Nichts: denn er müßte von neuem können geboren werden, wenn er unter diesem Volke einen Ersatz finden wollte, für das verlassene und verrathene. Alle Menschen wissen oder fühlen die Wahrheit dessen, was wir hier auszusprechen suchten; und Verachtung von allen Seiten, von den besser gesonnenen Landsleuten, wie von den Fremden, trifft den Verräther, außer jenem unersetzlichen Verluste. Das ist dann die gerechte Strafe, der er sich nicht entziehen kann, und die aller wahren Lebensfreude ihn beraubt.

Nun muß aber ein großer Unterschied hierin statt finden. Denn wenn ein Mensch von einem in den Fesseln

der Unwissenheit und des Aberglaubens liegenden Volke in ein gebildeteres übertritt, so ist das vielleicht nur eine Wohlthat für ihn, gewiß aber für seine Nachkommen. Umgekehrt muß aber auch das Verbrechen und die Strafe in gleichem Maaße wachsen. Wenn es jedoch irgend ein Volk auf unserer Erde gibt, für dessen Angehörige es unmöglich sein muß, unter jedem andern auch nur einen Ersatz, geschweige denn etwas Besseres, zu finden: so ist's das Deutsche!

Wir wissen, wie unsere Väter Alles hingeopfert für ihre und unsere Unabhängigkeit und für die Abwehrung des Fremden. Damals nahmen aber die Deutschen noch bei weitem nicht die Stelle ein, zu welchen sie sich in der Folge emporgehoben haben, und welche, obgleich sie unstreitig die erste unter allen ist, doch nur als der Vorhof zu einer weit herrlicheren Bahn betrachtet werden muß. Diese erhabene Bahn hat das deutsche Volk betreten, als es, frei von ängstlichen Rücksichten, die große Aufgabe über sich nahm, die Macht der Finsterniß in Europa zu bekämpfen, welche, zwar todt, und vergangenen Zeiten angehörig, doch den größten Theil Europas in ihren Fesseln hielt.

Da wurde das deutsche Volk die Sonne, welche ihre Strahlen segnend über die Welt breitete. Für Alles was gut und dem Lichte angehörig war, kämpfte es rastlos einen unendlichen Kampf, der mehr als einmal seine blühenden Fluren verödete, seine herrlichen Städte in Asche legte; diese Städte, dem einzigen Asyle der Menschheit, als Alles andere in Barbarei versunken war. Immer lebte so ein edler Kern im deutschen Volke, in unvergänglicher Kraft. Die Deut-

schen fuhren wohl bei ihrem Beharren, denn nimmer kann die Selbstsucht das Glück gebären. Die Spuren der Verödung ware bald verwischt, nur kräftiger erhob sich das ewig junge Volk. In seinem edlen Streben für die Menschheit hat es sich selbst auf die höchste Stufe gehoben. Es ist das gebildetste Volk. Nur von seiner Freigebigkeit können die Menschen das Licht nehmen, das auch sie erwärmen wird. Wer, sehend, daß noch so viel zu thun übrig ist, wollte zu fürchten wagen, daß es nun ablassen werde; daß es nun, da es sich so hochgestellt hat, die welschen Finsterlinge werde zur Herrschaft kommen lassen? Der Weg zum Ziel ist ja unendlich.

Aber auch wir, deutsche Auswanderer, wir wollen diese Wahrheit, die uns mit Stolz über unsere deutschen Namen erfüllen muß, in unser Herz schreiben, damit wir unser Streben in Einklag setzen mit der großen Bestimmung, die jeder von uns schon deßhalb hat, weil er ein Deutscher ist, weil er ein Theilnehmer und Träger ist Alles des Guten und Großen, das unser Volk bisher erobert hat. Dazu ist vor Allem noth, daß wir uns selbst vor dem Verlieren, vor dem Abfallen von dem edlen Stamme der uns trug, bewahren. Wir müssen Deutsche bleiben um jeden Preis. Und dazu ist wiederum vor allem noth, daß wir unsere Sprache uns bewahren. Sie ist das köstlichste Erbtheil, welches unser Volk uns mitgeben kann, durch sie allein kommen uns die höhern Güter, die wir als Deutsche haben. Sie ist das stärkste Band, welches den Deutschen mit dem Deutschen verbindet, er mag die Alpen oder das Niederland, oder Amerika seine Heimath nennen. Sie ist innig verwoben mit unserm ganzen Leben und Sein. Sie ertönte vor Jahr-

tausenden, sie ermunterte unsere Ahnen zu den schönsten Thaten. Sie hat fortgelebt mit unserm Volke ein immer frisches zum Höchsten trachtendes Leben. Du entschlägst dich ihrer nicht, ohne dein besseres Selbst zu verstümmeln. Leicht mag der Franzose seine Sprache aufgeben, (obgleich ers nicht thut), sie ist ja doch todt, es ist nicht seine Sprache, es ist die Sprache des Römers; und weil sie das ist, so liegt sie hemmend, eine Bürde, auf dem Wege seiner Bildung. Doch dem Deutschen ist seine Sprache eine freundliche Helferin, eine Leiter zum höchsten Ziele, das der Mensch erreichen mag. Ihr verdankt unser Volk zum großen Theil die Höhe, die es erstiegen. Was in deutscher Sprache schon gedacht und gesprochen, das vermag kein anderes Volk aufzuweisen, keine andere Zunge auszusprechen.

Sollte es nicht eine Unmöglichkeit scheinen, daß ein Deutscher sich selbst so schänden, in seiner Undankbarkeit so weit gehen könnte, daß er all das Hehre, das er als Deutscher besitzt, in den Staub träte für Nichts? Reichen unseres Volkes große und schwere Thaten für die deutsche Selbstständigkeit nicht hin, uns den unendlichen Werth derselben darzuthun? Wir sahen noch vor wenigen Jahren unser unglückliches östliches Nachbarvolk gegen eine weit überlegene Macht den blutigsten Kampf für jenes selbe Gut auskämpfen bis auf den letzten Mann, mit so heldenmüthiger Aufopferung, daß die Polen die Bewunderung der fernsten Nachwelt sein müssen. Und was ist das Volksthum, was ist die Unabhängigkeit des Polen gegen die des Deutschen? Die Polen sind kaum ein eigenes Volk, sie sind wie die Russen nur ein Zweig des slavischen Volks. Und der Deutsche

sollte freiwillig, ungezwungen das theuer errungene Gut dahin geben? Er hat oft genug den Säuen seine Perlen hingeworfen, aber wir haben Ursache zu hoffen, daß das jetzt lebende Geschlecht die Schande wieder ausmerzen werde.

Fern sei es von uns, zu verlassen das deutsche Vaterland! Ja, so können die deutschen Auswanderer reden, wenn sie wollen, wenn sie nicht gesonnen sind, jenen Verrath an ihrem Volke zu begehen. Denn sie haben eigentlich allein ein besseres, ein höheres Vaterland als andere Nationen; diese, die kein wahres Volk bilden, mögen durch ein Staatsband zusammengehalten werden, sie haben kein anderes Band, ihr Vaterland ist an die Scholle geheftet, und von Grenzsteinen umfangen. Aber das Vaterland des Deutschen ist von höherer Art, das ist der noch unvermischte urkräftig fortlebende deutsche Geist und sein ihm eigenthümlich nothwendiger Ausdruck, die deutsche Sprache. Darum also, weil unser Vaterland keine Grenze kennt, darum müssen wir uns auch jenseits des Oceans ein neues Deutschland bauen, damit das große deutsche Vaterland immer größer werde, und das deutsche Volk, statt alljährlich Tausende zu verlieren, sie gewinne.

Was die materiellen und unmittelbaren Vortheile betrifft, die jeder deutsche Auswanderer davon haben muß, wenn ihn jener ächt deutsche Zweck mit seinen Gefährten verbindet, so sind sie so mannigfaltig, daß sie hier nicht alle aufgezählt werden können. Der Umstand, daß wir schon um dieses Zweckes willen ein Land zu unserer Ansiedlung wählen müssen, welches nur schwach bewohnt ist, schließt den Hauptvortheil aller Auswanderung in sich. Nur in einem solchen

Lande belohnt sich die Mühe der Auswanderung. Das Beispiel der Amerikaner wird uns auf diesen Gegenstand zurückbringen.

Dann sichert uns unsere Vereinigung, wenn sie auch nur in dem gemeinsamen Ziele besteht, vor einer endlosen Menge von Unannehmlichkeiten und Bedrückungen. Und endlich, welches ganz andere Dasein im neuen Lande, wenn wir in einer deutschen Gemeinschaft leben können, und uns nicht der Fremden Launen und Sitten zu unterwerfen brauchen.

Die Frage, ob die Ausführung der guten Sache überhaupt möglich sei, bedarf für wahre deutsche Auswanderer wohl bloß der Antwort, daß es noch große und weite Länder in der neuen Welt gibt, die mit fruchtbarem und unbenutztem Boden und nicht ungünstigem Himmel nur der thätigen Hände harren, um sich nicht nur in eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes, sondern auch für uns deutsche Auswanderer ein Mittel zur Erlangung der höchsten Güter zu verwandeln.

Die allgemeinen Grundsätze für die Wahl des allen unseren Zwecken an vollkommensten entsprechenden Landes ergeben sich leicht, wenn uns einmal das Bewußtsein eines gewissen Zieles leitet und unsern Blick erweitert.

Das Land, welches wir zu unserer neuen Ansiedlung wählen sollen, muß vor allen Dingen noch die ausgedehntesten Striche fruchtbaren und unbenutzten Bodens haben. Es muß, wenn auch nicht ganz unbewohnt, doch nur sparsam, und von einem Volke bewohnt sein, welches nach seiner Nationalität und der Stufe seiner Bildung und

Industrie nicht im Stande ist, eine deutsche Bevölkerung zu überflügeln, sondern im Gegentheil vor einer solchen verschwinden oder sich ihr unterwerfen muß. In einem solchen Verhältniß zu den Deutschen werden sowohl die Urbewohner der neuen Welt stehen, als auch, in etwas verschiedenem Grade, die Nachkommen der Spanier und Portugiesen.

Ferner ist eine erste Bedingung, unserer Selbstständigkeit sowohl, als der Entwickelung eines blühenden Zustandes in Hinsicht der Industrie, daß wir in dem neuen Lande in Verbindung bleiben, sowohl mit dem alten Vaterlande, als auch mit der ganzen übrigen Welt. Die Anfangspunkte dürfen also nirgends im Innern des Landes liegen, sondern sie müssen einen Zugang vom Meere aus haben, und in unmittelbarer Verbindung mit dem Meere stehen. Endlich darf das Klima weder dem Landbau noch der Gesundheit des Europäers nachtheilig sein. Die Ansiedlung darf also im allgemeinen nicht in einem ungesunden Lande liegen, und im besondern nicht zwischen den Wendekreisen, noch da, wo der Winter lang und strenge ist.

Wir haben das Glück, in diesen Beziehungen so günstige Länder noch wählen zu können, daß der Vortheil jedes Einzelnen bei einer solchen Wahl und bei einer zweckmäßigen Vereinigung im besten Einklange steht mit Allem, was wir als deutsche Patrioten zu thun und zu wünschen haben können.

Das bisherige allgemeine Ziel deutscher Auswanderung waren die vereinigten Staaten von Nordamerika, außerdem Brasilien, von welchem an seinem Orte die Rede sein wird. Alle anderen Länder aber, wohin sich Deutsche gewandt

haben, können hier nicht in Betrachtung kommen. Denn nur der Verblendung und Verführung kann es zugeschrieben werden, wenn Einige ihren Weg rückwärts nahmen nach Rußland; oder wenn sie sich wendeten nach Griechenland oder gar nach Afrika, nach Algier, um sich für die Franzosen von den Arabern ausplündern zu lassen. Nein, nur nach Westen und weiter mit der Sonne nach Westen müssen wir ziehen. Das ist die Wanderung der deutschen Stämme und mit ihnen des Lichtes. Ihr Licht wird über den großen Ozean auch wieder hinüber leuchten nach den ältesten Staaten der alten Welt. In die neue Welt aber wird sich der Germane mit dem Neger theilen, jener die herrlich gemäßigten Zonen des Nordens und Südens einnehmend, und diesem das heiße Tropenland lassend. Vor dem Germanen können die elenden Sprößlinge der Spanier und Portugiesen nicht bestehen. Aber dem eigentlichen germanischen Volke gebührt nicht nur eine Stelle in der neuen Welt, ihm gebührt die höchste. Unsere Aufgabe ists, dem deutschen Volke seine Stelle in der neuen Welt anzudeuten.

Ehe wir nun diejenigen Länder betrachten, welche sich am besten eignen, dazu den Anfang zu machen, wollen wir auseinandersetzen, wie die vereinigten Staaten durchaus nicht ferner das Land allgemeiner Einwanderung sein können.

Sie können kein Ziel allgemeiner Einwanderung mehr sein; denn daß Einzelne, namentlich gewisse Handwerker, irgendwo durch Zufall ihr Glück machen, das kann ein Land nicht zu einem Lande der Einwanderung machen,

das findet ja auch in einigen großen Städten Europa's wohl statt.

Es sind zwei Hauptgründe, welche jedem deutschen Auswanderer verbieten, die vereinigten Staaten zum neuen Wohnsitz zu wählen. Erstens sind sie schon zu sehr bevölkert; und dann können die Deutschen nie hoffen, dort in einem deutschen Gemeinwesen als Deutsche leben zu können, oder eine andere Rolle zu spielen als die der Unterdrückten.

Was nun jenen ersten Punkt betrifft, so mögen nur diejenigen nicht darüber absprechen, welche die Bevölkerung eines Landes lediglich nach der Zahl der Quadratmeilen und der Seelen berechnen, und welche sogar in Deutschland noch unbebauten Boden aufspüren, den sie des Schweißes der Armen werth halten. Für ihre eigenen Auswanderer haben die vereinigten Staaten gewiß noch Raum für mehrere Jahre, obgleich die Zahl der Auswanderer, welche die ältern Staaten alljährlich verlassen, um nach dem Westen zu ziehen, viel größer ist, als die sämmtlicher europäischer Auswanderer. Diese aber können, nachdem sie so viele Opfer gebracht, und eine so mühsame kostspielige Reise gemacht haben, nicht gegen jene aufkommen. Im ganzen Gebiete der vereinigten Staaten und der Grenzländer muß der deutsche Einwanderer in Konkurrenz treten mit einem Volke, das durch seine Bedürfnißlosigkeit und durch den großen Fleiß, den es seiner äußerlichen Lage und den Umständen anzupassen von Jugend an gelernt hat, immer den Vorrang vor ihm in materieller Hinsicht behauptet, und ihn zu unerhörten An-

strengungen nöthigt, die aber keine entsprechende Frucht für ihn haben, weil diese der Amerikaner vorauszunehmen weiß.

Das ist schon soweit gekommen, daß von den neulich ins Innere eingewanderten Deutschen sogar der Landbau ohne ein sehr großes Kapital nicht mehr als zum Lebensunterhalte hinreichend betrachtet wird *). Dieses hat seinen Grund nicht bloß in dem untergeordneten Verhältniß zu jenen betriebsamen Amerikanern, sondern auch in dem hohen Preise des Bodens; welcher Preis bewirkt, daß das angewendete Kapital viel zu hoch ist für das, was es einbringt. Der hohe Preis des Landes findet in den vereinigten Staaten schon wegen der angewachsenen Bevölkerung statt, doch würde, wenn dieses der einzige Grund wäre, das Einkommen des Bodens einigermaßen in einem natürlichen Verhältniß zu dem Angewendeten stehen. In dem von den jüdischen Yänkis beherrschten Lande ist es hauptsächlich der Wucher, welcher den Boden, auch den noch unangebauten, auf eine künstliche Art so theuer macht, daß das, was er einbringt, in keinem Verhältniß steht zu dem, was er kostet. Diese Wucherer, welche auf englisch »Spekulanten« heißen, haben alles Land, welches nicht allzu schlecht ist, bis zu den äußersten Grenzen an sich gekauft, und es dadurch zehnmal theurer gemacht, als es dem natürlichen Laufe nach sein müßte; also daß der Einwanderer einen Preis zu bezahlen genöthigt ist, den sein Land wirklich erst in 10 bis 15 Jahren erreicht. Dazu kommt, daß die Ausdehnung der Ansiedlungen nach Westen hin nothwendig ihrem Ende nahe ist. Dieses große s. g.

*) M. vergl. u. a.: Das Westland, amerik. Zeitschr. für Deutschl. I. Bd. 3s Heft. Die deutsche Niederlassung in Illinois.

Westland, das sich bis an die Felsengebirge erstreckt, ist größtentheils des Anbaues ganz unfähig, und von vielen kampflustigen Indianerstämmen bevölkert, von denen viele aus den Staaten vertrieben wurden, einen gerechten Haß gegen ihre Vertreiber in die westlichen Wüsten mitnehmend. Hier schützt die Unfruchtbarkeit dieser Wüste selbst sie vor fernerer Vertilgung. Im Norden und im Süd-Westen ist nun wohl noch etwas Raum übrig; aber wäre es wohl mehr als unverzeihliche Thorheit, Deutschland zu verlassen, um sich in Länder zu begeben, welche einen halbjährigen Winter, strenger als der des nördlichen Rußlands, haben, oder in die süd-westlichen Länder, wo die afrikanische Hitze, verbunden mit einer verpesteten Luft, selbst die Gesundheit der Amerikaner untergräbt? Und das alles, während die herrlichsten Länder der Erde noch offen stehen. Zudem werden auch jene Länder schnell besetzt durch den Andrang der Menschenmassen, die sich aus den vereinigten Staaten nach allen Seiten hin ergießen.

Bei solcher Lage der Dinge kann es nun nicht anders kommen, als daß, wie es die Erfahrung immer trauriger zeigt, Tausende, statt sich eine sorgenfreie Lage zu schaffen, ins Elend stürzen. Immer häufiger ertönen die Warnungsstimmen dieser Unglücklichen, ja Viele kommen wieder zurück; ein Schritt, den warlich nur die äußerste Verzweiflung eingeben kann. Diese Leute kann man eben so wenig alle der Feigheit und vorschnellen Muthlosigkeit beschuldigen, als man jenen immer die Thorheit vorwerfen kann, nicht tief genug ins Innere gegangen zu sein. Das konnte man wohl früher, als der Ohio noch durch Urwälder floß, und der Missuri nur von den Kähnen einiger Franzosen befahren wurde. Da-

mals hatten die Auswanderer ein freies Feld vor sich. Das ist jetzt nicht mehr. Selbst vor 10 Jahren konnte Duden wenigstens auf den Missuri aufmerksam machen; das wäre jetzt lächerlich, wo am ganzen Missuri bis zum Gebiet der Indianer keine Handbreit gutes Land noch unbesetzt ist.

Freilich müssen die Auswanderer, die sich abhalten lassen, tief ins Innere zu gehen, oder denen es unmöglich ist, mit dem traurigsten Schicksal die Unvorsichtigkeit büßen, in Länder eingewandert zu sein, aus denen täglich tausende auswandern. Was bietet nun aber das tiefste Innere dar?

Der Auswanderer kommt in irgend einem Hafen der vereinigten Staaten an. Er hat die Seereise gemacht, und glaubt in dem langersehnten Lande seiner Hoffnung zu sein. Aus diesem Traume wecken ihn zuerst einige nicht geringe Anforderungen an seinen Geldbeutel, und verschiedene Prellereien, denen auch der Vorsichtigste nicht entgeht. Bald sieht er ein, daß hier seine Reise erst beginnt, und um nicht alles in der überaus theuern Seestadt aufzuzehren, beeilt er sich, irgend einen Kontrakt zu schließen, wonach er und seine Familie nebst Gepäck bis zu einem gewissen Punkte fortgeschafft werden. Meistens muß er schon den Umstand theuer bezahlen, daß er dringende Eile hat; und die hat er, wenn er am fernen Ziele noch etwas übrig haben will.

Es gibt nun in den vereinigten Staaten herrliche Transportmittel, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Kanäle, aber sie sind theuer, und die Meilen müssen nach Tausenden gezählt werden. Bei den Eisenbahnen ist schon das fatal, daß das Gepäck nicht unter den Augen des Reisenden bleiben kann.

Gar mancher hat es nie oder erst nach Jahren wiedergesehn. Es sind auch nur kurze Strecken auf denen sie für die Reise ins Innere benutzt werden können. Bekannt ist's, daß die Dampfschiffe in Amerika gewöhnlich mit so schlecht und betrügerisch gebauten Maschinen versehen sind, daß täglich entsetzliches Unglück durch Zerspringen der Kessel geschieht, so daß eine solche Flußreise schon oft für gefahrvoller als eine Reise über den Ozean erklärt ist; wenn auch nicht schon im Anfang dieser weiten Landreise die Unannehmlichkeiten und Kosten sich so häuften, daß die Seereise dagegen ganz verschwindet. Das ist es noch nicht allein, es entstehen Aufenthalte, auf die man nicht gerechnet. Der Auswanderer kommt z. B. am Ohio an, und gedenkt auf den Flügeln der Dampfmaschine den trüben Fluthen des Missisippi und Missuri zuzueilen. Allein es hat lange nicht geregnet, und dieser stolze Strom ist für keine Boote befahrbar. (Was jeden Sommer und Herbst eintrifft.) Es muß auf Regen gewartet werden, der, wenn er reichlich ist, den Fluß schnell auf einige Zeit schiffbar macht. Es häuft sich indessen aber eine solche Menschenmenge an, die eben den Weg machen will, daß jeder Tag dieses lästigen Aufenthaltes so zu sagen mit Golde muß aufgewogen werden. Gelingt es ihm dann, auf ein abgehendes Dampfschiff zu kommen, so ist er glücklich genug, wenn er den Kajütenpreis bezahlen kann, um mit dem bloßen Aufenthalte in einer bei unausstehlicher Hitze vollgepfropften Folterkammer davon zu kommen, wenn er nicht auf dem offenen Verdeck nach einem afrikanisch heißen Tage den eisigen Nachtnebeln dieser Flüsse ausgesetzt liegen muß. Auch dann ist er noch überglücklich, wenn dieses ihm

nicht schon auf der Reise das Fieber zuzieht, welches ihn zu jeder Unternehmung untüchtig macht, und ihn in eine Stimmung versetzt, die von der Verzweiflung nicht weit entfernt ist; oder, wenn er nicht gar eine Beute der Pest Amerika's, des gelben Fiebers, wird. Er mag aber glücklich im fernen Westen anlangen, was findet er? Herrliches fruchtbares Land längs den Flüssen. Aber es ist längst Privateigenthum und er erschrickt, wenn er die Summen hört, welche dafür gefordert werden, mag es auch noch mit Urwald bedeckt sein. Er macht noch einige Landreisen, er sieht sich nach Staatsland um, welches 1¼ Dollar der Acker koste, und die Karten zeigen ihm einige dürre, wasserlose oder sumpfige Steppen, denen keine Erndte abzuzwingen ist. Kurz er ist gezwungen, ein kleines Ackergütchen von einem Amerikaner zu kaufen, der nach Texas oder sonst wohin auswandern will, oder eben so theuer von den Landwucherern. Das hat er nun mit den unzähligen Mühseligkeiten, mit den schweren Opfern errungen! Und dieses geringfügige Ziel hat er doch nur dann erreichen können, wenn er ein ansehnliches Kapital in der Hand hatte. Dieses Alles sind ausgemachte, und wie ich auch annehmen kann, ziemlich allgemein bekannte Thatsachen, die ihren Grund in der schon zu großen Bevölkerung der vereinigten Staaten haben. Daß diese Verhältnisse täglich schlimmer werden, ist natürlich. Es ist zu bedauern, daß manche Auswanderer in ihrem Urtheil über Amerika um ein halbes oder gar ganzes Jahrzehnt zurück sind, oder daß sie auf beschränkte Mittheilungen in Privatbriefen ein Vertrauen setzen. Es gibt noch Manche, in deren Kopfe Ohio das Ziel ist, in welchem Staate die-

jenigen, die sich früher dort angesiedelt, recht behaglich leben mögen, wo aber jetzt, im ganzen Staate, kein erträglich gutes Land unter 30 bis 40 Thlr. der Acker zu haben ist.

Abgesehen von allen andern Verhältnissen: die Opfer und Mühen, mit welcher der europäische Auswanderer sich ein besseres Dasein zu erschaffen strebt, verdienen auf Länder gewendet zu werden, welche ihm noch ausgedehnte Striche unbenutzten fruchtbaren Bodens darbieten. Man könnte aus bloß oberflächlicher Ansicht diesem Umstande, der doch den Hauptgrund aller Auswanderung enthält, die ihm gebührende Wichtigkeit absprechen, und z. B. sagen, daß er sich bloß auf den Ackerbau treibenden Theil der Auswanderer bezöge, und daß diese so sehr viel Land doch nicht benutzen und urbar machen könnten. Bei dem ersten wird vergessen, daß die Ansiedlung, welche ihrer Natur nach die Gründung neuer Staaten ist, sich wesentlich auf den Ackerbau stützt. Dieser allein bildet eine sichere Grnndlage für die Wohlfahrt einer Staatsgesellschaft; und nur das Dasein von großen Strichen unbenutzten Bodens, welche für die neuen Ansiedler den Landerwerb leicht machen, kann einen zahlreichen und wohlhabenden Ackerbaustand schaffen, welcher den Handel und alle Beschäftigungen hervorruft und sie vor Ueberfüllung bewahrt. Denn sobald der Erwerb von Grundeigenthum durch hohe Preise erschwert ist, tritt auch schon Ueberfüllung in den andern Gewerben ein, und der Einwanderer verdankt es nur dem Zufall, wenn er zu einer für sein Geschäft grade günstigen Periode ankommt. Wenn wir daher vorzüglich immer den Landbau im Auge haben, so geschieht es nur deßhalb, weil alles andere davon abhängt

und damit in der innigsten Verbindung steht. Ein anderes Hauptbeförderungsmittel für den Reichthum einer Kolonie liegt im Seehandel, welcher auch für den Landbau die beste Stütze ist.

Das alles gewährt zusammen ein Bild der Blüthe und des allgemeinen Wohlstandes, wie es bisher die vereinigten Staaten gezeigt haben, wo aber für die neuen Einwanderer jene Grundbedingung nunmehr wegfällt, und wo daher die Theilnahme an der allgemeinen Wohlfahrt jetzt sehr schwierig und oft unmöglich gemacht ist.

Es ist überhaupt als der beste Vortheil aller Auswanderung zu betrachten, wenn so viel fruchtbarer Boden da ist, daß in dessen Benutzungen die meisten Ansiedler eine erste und sicherste Grundlage ihrer neuen Existenz finden können, was auch früher ihre Beschäftigung gewesen sei, und welche Pläne für die Zukuft sie auch haben mögen.

Sodann muß der Ansiedler sich leicht ein großes Stück Land erwerben können, wenn ihm seine Auswanderung namhaften Nutzen gebracht haben soll. Um nur einen Umstand anzuführen, so muß er seinen Viehheerden ausgedehnte Weideplätze anweisen können, damit er vieles Vieh halten könne ohne viele Arbeit darauf zu verwenden; er braucht ja doch keinen Dünger. Diesen großen Vortheil und diese bedeutende Erleichterung kann ihm jetzt in den vereinigten Staaten nur noch ein besonders günstiger Zufall verschaffen, wenn er nämlich in der Nähe noch unbenutztes Land findet. Er kann es aber nicht kaufen, und so wird es ihm über kurz oder lang entrissen; es müßte denn so schlecht sein, daß es sobald keinen Käufer fände; dann würde es aber auch

als Weide wenig taugen. In jedem Falle aber ist dort die Viehzucht sehr beschränkt.

Ein größerer Landbesitz bildet einen bedeutenden Reichthum, wenn auch vielleicht nur für die Zukunft. Es ist ja bekannt, wie sehr der Werth des unbenutzten Bodens in der neuen Welt sich in kurzer Zeit vervielfacht, so daß dieses allein, ohne Zuthun des Ansiedlers, als die Erwerbung eines beträchtlichen Vermögens angesehen werden kann. In Ländern aber, wo, wie in den vereinigten Staaten, diese Periode schon dagewesen ist, und wo daher schon im Anfang der Boden, auch der noch unbenutzte, einen ziemlich hohen Preis hat, dort fällt diese Verdoppelung des Werthes natürlich weg; ja, dann ist schon die Möglichkeit da, daß der Boden im Werthe sinkt, wie das in den vereinigten Staaten auch schon zuweilen der Fall gewesen ist. Es versteht sich von selbst, daß er nie so sehr sinken kann, daß darum eine Einwanderung könnte für vortheilhaft gehalten werden. Das Beispiel der Amerikaner selbst sollte uns doch endlich die Augen öffnen. Warum verlassen sie zu Hunderttausenden diejenigen Länder, welche den deutschen Auswanderern noch immer das Ziel der Einwanderung sind? Sie thun es doch bloß, um sich in Länder zu begeben, welche ihnen noch große Striche unbenutzten Bodens darbieten. Die Leichtgläubigkeit der Europäer liefert ihnen noch immer Menschen aus, welche ihr ganzes Vermögen hingeben, um ihnen ihr ausgesogenes Land theuer zu bezahlen! Und doch ist jenes die einzige Ursache, welche sie zum Auswandern treibt, sie haben keine von den tausend

andern Ursachen, welche, außer dieser, einen Europäer zum Auswandern bewegen können.

So klar und ausgemacht es nun auch ist, daß uns das besprochene Verhältniß allein die Einwanderung in die vereinigten Staaten verbietet, und sie zur leichtsinnigen Thorheit, zum Hasardspiel macht, so ist es doch weit mehr und Größeres, was uns bewegen muß, unsere Augen nach andern Gegenden der neuen Welt zu richten. Wenn es auch nicht von so unmittelbarem Einfluß auf das Schicksal der Auswanderer ist, so ist es für den Deutschen, der dieses hohen Namens nicht unwerth ist, doch nicht minder von höherm Werthe. Dieser wird sich auch bei der günstigsten äußern Lage nie ganz glücklich fühlen können, wenn er dafür das aufopfern muß, was ihm beim Verlassen der Heimath das Theuerste war; wenn er seine herrliche Muttersprache mit einer Sprache vertauschen muß, die mit derselben sich im entferntesten nicht vergleichen darf; wenn er seine Kinder zu Gliedern einer ihm fremden Nation heranwachsen sehen muß! Die Deutschen werden abhängig von einem fremden Volke, sie haben ihr Geschick nicht in ihrer Hand!

Wie das Volk beschaffen sei, unter dem in den vereinigten Staaten die Deutschen gezwungen sind zu verschwinden und unterzugehen, das ist ziemlich gleichgültig; es ist schon abscheulich genug, daß wir nur darnach fragen und uns darum bekümmern müssen, daß, wenn wir dahin wollen, es uns verhindert, unsere deutsche Unabhängigkeit zu erhalten. Nein, wir sollten billig einen Wohnsitz wählen, wo die Bestimmung aller Verhältnisse von uns abhängt, und wo wir nicht ängstlich nach den Gesinnungen und Sitten

der Fremden zu forschen brauchen. Wir können jedoch nicht ganz umhin, die Verhältnisse zu besprechen, welche aus der Berührung mit den Amerikanern hervorgehen.

Den Namen Amerikaner haben die englischen Bürger der vereinigten Staaten, auch Yänki's genannt, für sich in Anspruch genommen, was auch ganz billig ist, da der von ihnen gegründete Staatenbund bis jetzt der Einzige von Bedeutung in der neuen Welt ist, und weil sie passend den Namen des Betrügers Amerigo Vespucci tragen, der hinterlistig den großen Kolumbus um die Ehre brachte, die neu entdeckte Welt nach sich zu benennen.

Man sollte nur den schon eingeführten Sprachgebrauch benutzen, um den ganzen Welttheil nicht ferner Amerika, sondern wie sichs gebührt, Kolumbia zu nennen. (Wenigstens war erst die neue Entdeckung des Kolumbus von Folgen; die wahre Ehre der ersten Entdeckung gebührt aber einem Germanen, dem Norman Biörn, der ein halb Jahrtausend vor Kolumbus den Boden der neuen Welt betrat). Für unsere Landsleute in Nordamerika ist Gottlob die Zeit vorbei, wo sie in dem Namen Amerikaner eine Ehre suchten. Es ist bekannt, von welchem schlechten Geiste das Volk der Amerikaner ergriffen ist. Sie stammen der Hauptsache nach von Sektirern und Fanatikern ab, denen in England nicht gestattet war, ihr lichtscheues Wesen zu treiben. Daher klebt ihnen noch immer eine Feindschaft an gegen Alles, was höherer menschlicher Bildung angehört. Und indem sie, mit wohl nur wenigen rühmlichen Ausnahmen, fast durchgängig Frömmler und Heuchler sind, so hat schon jeder deutsche Einwanderer nachdrückliche Erfahrungen gemacht von dem

vollständigen unter ihnen herrschenden Systeme der Betrügerei, für so pfiffig er sich auch vielleicht gehalten hatte. Es scheint leider fast, als wenn das böse Beispiel mehr Ansteckungskraft hätte, denn das Gute. Viele Deutsche wenigstens haben sich die Erbärmlichkeit eines solchen Charakters nicht abschrecken lassen, eine Nachahmung zu versuchen. Im Anfang vielleicht nur, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten; nur scheiterte ihre Kunst an dem durchtriebenen Yänki, und die einmal betretene Bahn erniedrigt sie so weit, daß sie die Unkunde des eignen neu ankommenden Landsmannes zu ihren unsauberen Zwecken benutzen. Das ist unstreitig das allerempörendste, was dem Deutschen beim Eintritt in die vereinigten Staaten aufstoßen kann: die Menge so Gesunkener, die ihn mit den Vertrauen erweckenden Tönen der Muttersprache umgeben, nur um ihn auszubeuten. In diesem amerikanischen System der Prellerei, an dem, wie leider nicht verschwiegen werden kann, auch viele Theil nehmen, die von Deutschland abzustammen vorgeben, ist ein Haupt-Artikel die Benutzung der dortigen englischen Gerichte. Es ist nemlich den deutschen noch nicht gelungen und wird ihnen nie gelingen, ihre eigenen Gerichte in ihrer Sprache zu halten, so billig dieses auch wäre in Staaten, die sich mit der Freiheit groß machen. Daß es ihnen nicht gelingen wird, das zeigt sich in Pennsylvanien, einem Staate, unter dessen Bürgern die Deutschen die Mehrzahl und in manchen Bezirken die einzigen sind. Trotz dem müssen sie ihre Sache vor einem fremden Gericht, das in fremden Formen und fremder Sprache gehalten wird, durch fremde Advokaten führen. Jene Betrüger haben also ein leichtes Spiel, wenn sie die

Ankömmlinge unter irgend einem Vorwande zu einem Prozesse zwingen, wo sie ihn dann in Verbindung mit den englischen Advokaten auf eine sichere und methodische Art plündern. So kommt es denn, daß unzählige Deutsche grade diesem römischen Uebel bei der Auswanderung in das Land der Freiheit zu entrinnen glaubten, und bald mit Schrecken einsahen, daß sie aus dem Regen in die Traufe gekommen sind.

Es gibt wenig Räuber und Diebe in den vereinigten Staaten, denn der fromme Amerikaner weiß einen Unterschied zu machen zwischen Betrügen und Stehlen.

Viele edle deutsche Männer glaubten in der neuesten Zeit, in der freien bürgerlichen Verfassung der vereinigten Staaten einen Ersatz für viele Opfer zu finden. Wie sahen sie sich getäuscht! Die Freiheit der Yänkis wird *ihnen* ewig auf fremdem Boden stehen. Welch schöne Früchte hätte ein kleiner Flecken amerikanischer Erde getragen, wenn ein freies *unabhängiges deutsches* Leben sich auf ihm hätte entwickeln können: so ist noch nicht einmal eine Maus da, die der große Berg bisher geboren. Worauf die Freiheit der Amerikaner hinausläuft, das ist eine Pöbelherrschaft, so krasser Art, daß sie für die Aufgeklärten und vernünftig Denkenden zu einer so argen Despotie geworden ist, wie man sich eine solche nur denken mag. So weit schon ists gekommen, daß es in Amerika keine öffentliche Meinung gibt, als die des schmutzigsten Auswurfs von Irland und der ihm Aehnlichen und ihm ähnlich Gewordenen. Die Stimme der Wahrheit und der Vernunft muß schweigen; keine amerikanische Zeitung wagt es, mit Kraft die unwissenden Sek-

tirer anzugreifen, welche dort die Weiber und den Pöbel leiten *). Die deutschen Zeitungen allein haben in der neuesten Zeit angefangen, ihre Sache und das Gute und Wahre zu verfechten, sie werden aber freilich von dem herrschenden Pöbel nicht gelesen. Die Besten unter den Deutschen suchen sich nun auch von so schimpflicher Sklaverei loszuwickeln, und haben schon allerlei Pläne gemacht, um sich wenigstens einigermaßen abzusondern; davon der wichtigste unstreitig die deutsche Ansiedlungsgesellschaft in Filadelfia ist. Das alles ist jedoch nur Stückwerk, und es ist nicht zu zweifeln, daß viele von ihnen nicht dahin kämen, wo wir ihnen eine ziemlich gewisse Aussicht auf eine ächt deutsche Unabhängigkeit durch unsre Ansiedlung zeigen würden.

Ein anderes drohendes Uebel liegt in dem schwarzen Theile des amerikanischen Volkes. Es scheint, als wenn die Amerikaner so viele europäische Vorurtheile nur abgelegt hätten, um an dem unnatürlichsten desto fester zu haften, welches den Menschenwerth nach der Gesichtsfarbe abmißt; als wenn sie die Gleichheit in ihren Grundgesetzen befohlen, und sie im Leben auf jede widrige Weise zur Schau zu tragen sich bemühten: nur, um sie und sich selber zu verspotten, indem sie einen Kastenunterschied unter sich setzen, weit strenger als den ostindischen, denn er ist auf gegenseitigen Haß und Verachtung gebaut. Und diese gegenseitige Verachtung zeigt am besten, wie wenig beide Theile werth sind. Wer vermag aber die Folgen abzusehn, die dieses Verhältniß nach sich ziehen muß. Die Zahl der Neger wächst immer mehr

*) M. vergl. u. a. den treffl. Aufsatz: Die Priesterherrschaft in den v. St. Ausland v. Nov. 1837.

an, und damit wächst auf der einen Seite die Furcht und auf der andern die Hoffnung zur Freiheit; und beides gebiert den entschiedensten Haß. Dieser Haß erstreckt sich aber nicht etwa auf die Sklavenstaaten allein, sondern auch auf alle diejenigen, in welchen viele s. g. freie Neger leben. Es ist Alles, bis auf eine Veranlassung von Außen, vorbereitet zu den Scenen von S. Domingo; und wer wollte es dem niedergetretenen Geschlechte verargen, wenn es endlich zur Rache schreitet? Der blutigste Mord ist eine geringe Sühne für das ungeheure Verbrechen, das in diesem Geschlechte an der Menschheit ist begangen worden. Bei der Erörterung über die Sklavenfrage ist Nichts thörichter, als die Hinweisung auf den Umstand, daß vielleicht viele Sklaven glücklicher wären und sich auch glücklicher fühlten als manche arme Europäer. Ein so trauriges Ergebniß der von Kindheit an getragenen Ketten wäre Nichts anderes als die vollendete Entmenschung. Und dann ist das Unterfangen, einen Menschen gegen seinen Willen glücklich machen zu wollen, ein Verbrechen, um Nichts geringer, als das, ihn auf eben solche Art unglücklich zu machen.

Die Deutschen in Amerika haben also nichts gewisser zu erwarten, als ein völliges Verschwinden und Untergehn vor dem englischen Stamme, und vielleicht einen Kampf um das Leben mit den durch die Unmenschlichkeit der Yankis wüthend gemachten Negern und Mulatten. Und so geht dort nicht allein das deutsche Wesen unter, es verschwindet überhaupt alles das Gute, woran die Freunde der Menschheit bei dem Aufblühen jener jungen Staaten sich zu erfreuen hofften.

Mögen nun alle die Länder, welche uns einen sichern Erfolg unserer Unternehmung und die Erreichung jenes jedem deutschen Herzen theuren Zieles gewähren, für unsere Wahl besprochen werden. Dabei müssen wir aber auf das ganze große Ziel sehen, und auf die Entwickelung einer reichen Zukunft, damit wir die schöne Saat nicht an einen Ort pflanzen, an dem sie nachher durch unsere Schuld nicht wachsen und sich ausbreiten könnte.

Da unser erster Blick, wie von selbst, auf den Norden Amerika's fällt, so müssen dabei die vereinigten Staaten in Hinsicht auf ihre Naturbeschaffenheit zur Sprache kommen; woraus sich noch viele wichtige Gründe ergeben, welche, außer jenen Hauptgründen, uns abrathen, sie zum künftigen Wohnsitz zu erwählen.

Das Ostland von Nord-Amerika, oder das diesseits der Felsengebirge liegende Land.

Die Felsengebirge, welche diesen Namen wohl verdienen durch ihre schauerlichen Felsenwüsten, denen in den meisten Gegenden kein grüner Grashalm zu entsprießen vermag, sind ein Theil jenes längsten aller Gebirge, das von der südlichen Straße Magalhaens bis zum Eismeere des Nordpols das Rückgrath der neuen Welt bildet. In seinem Osten liegen die unermeßlichen Länder von Süd- und Nordamerika, in seinem Westen aber hat es überall nur einen schmalen

Küstensaum, ausgenommen im Norden. Gerade da, wo es Felsengebirge heißt, läßt es ein ausgedehntes Land zwischen sich und dem großen Ozeane liegen. Hier hat es auch seine eigene Gestalt geändert. Denn während es in seinem Streichen durch Süd-Amerika eine schmale aber so gewaltig erhabene Kette bildet, daß sein Rücken auch unter der Linie mit ewigem Schnee bedeckt ist, und während es sich in Mexiko zu einem unermeßlichen Landrücken bildet, der auf seinen Hochebenen große Länder trägt, so breitet es sich hier in eine weite Anhäufung von hohen neben einander laufenden Gebirgsreihen aus, deren große Ausdehnung mehr durch die unbeschreibliche Noth und Lebensgefahr der Hindurchreisenden, als durch wissenschaftliche Untersuchungen bekannt ist.

An den östlichen Fuß dieser furchtbaren Gebirge lagern sich weite sandige Hochebenen, welche durch ihre völlige Unfruchtbarkeit und Dürre den Namen der Wüste mit Recht führen. In schmalen Gründen oder Rissen ziehen sich die Zuflüsse des Missuri hindurch, und nur an ihnen findet sich hie und da die amerikanische Pappel oder der mit Unrecht so genannte Baumwollenbaum. Das Uebrige ist eine wasser- und holzlose Wüste, in welcher der Reisende in Gefahr ist, vor Durst zu verschmachten. Erst allmählich bessert sich mit dem Annähern zum Missuri, da wo er seine Richtung im Ganzen von Nord nach Süd nimmt, der Boden und die Luft, so daß die Möglichkeit einstigen Anbaues da wäre, wenn die hier hausenden Indianer, die in der endlosen Wüste eine beständige Schutzwehr finden, sollten bezwungen werden.

Das Gebirge selbst aber ist ihnen eine unbezwingbare Burg, in welcher viele kühne Reiterstämme hausen, bald auf der ebene den Büffel jagend, bald den Reisenden auflauernd, bald ihren rothen Brüdern die Pferde wegtreibend; dabei so schlau, daß sie hunderte von Meilen unbemerkt den Karavanen der Reisenden folgen, zum Angriff den günstigen Augenblick ihrer Sorglosigkeit erspähend. Diese Räuber, die mächtige, ja fast unübersteigliche Gebirgsbarre selbst, wie die weiten unfruchtbaren östlichen Wüsten stellen eine völlige Scheidewand auf zwischen dem Ost- und Westland *). Auch in Hinsicht der natürlichen Beschaffenheit ist dadurch der Norden der neuen Welt in zwei Theile getheilt, die keine Aehnlichkeit mit einander haben. Der östliche Theil, von den atlantischen Küsten bis ans Felsengebirge oder vielmehr bis an die unwirthbaren Wüsten, bildet, so weit er uns hier angeht, den Boden der vereinigten Staaten, welche dieses große Gebiet bald ausfüllen und sich diesseits jener Gebirgsscheide auch noch nach Süden ausbreiten werden, hier die elende spanische Bevölkerung verschlingend, wie in Texas schon geschehen.

In dem Gebiete der vereinigten Staaten machen die Alleghani-Gebirge eine Abtheilung, von denen nach Osten die Gewässer unmittelbar in den atlantischen Ozean münden, nach Westen aber in den Missisippi. In jenem äußersten Osten liegen die alten Staaten, mit denen, als schon dicht

*) Vergl. Westland 1. Bd. 3. Heft, wo bewiesen wird, daß keine Verbindung mit dem Kolumbialand über das Gebirge möglich ist.

Sodann: Irwings Astoria, und Abentheuer des Kap. Bonneville.

bevölkerten Ländern, wir hier gar Nichts zu schaffen haben. Das ganze Gebiet des Missisippi bildet eine große Ebene mit nur wenigen unbedeutenden Hügelreihen, die meist nur aus den Wänden der tiefen Flußgründe bestehen. Diese Ebene wird im Ganzen nach Westen zu immer baumloser, immer mehr wird der Wald auf einen schmalen Saum längs der Flüsse eingeschränkt, bis er in jener westlichen Wüste ganz verschwindet. Nur der südliche Theil des Missuristaates trägt auf seinen unfruchtbaren aber metallreichen Hügeln einen krüppeligen Wald. In den hochstämmigen Wäldern an den Gewässern aber hat sich durch die Länge der Zeit, in der sie unberührt vom Anbau der Menschen standen, eine tiefe Lage der fruchtbarsten Pflanzenerde gebildet. Den übrigen Raum nehmen unabsehbare Grasflächen, die s. g. Steppen, (Savannen) ein. Auch sie haben da, wo sie nicht entwede rschilfbedeckte Sümpfe oder dürre Hochflächen sind, eine mehr oder weniger tiefe Schicht jener fetten Erde angesetzt. Die Sümpfe und stehenden Gewässer sind bei der ebenen Lage des ausgedehnten Landes außerordentlich häufig, und bei der übergroßen Sommerhitze ein furchtbares Uebel, denn sie verpesten die erhitzte Luft, und machen alljährlich das ganze Land zu einem Fieber-Lazareth. Und was noch schlimmer ist, so haben alle Flüsse, ja sogar die bloßen Bäche, dieselbe Folge. Sie setzen im Frühjahr große Landstrecken unter Wasser, welches nachher nicht alle wieder abfließt und im Sommer Sümpfe bildet. Die Bäche und kleineren Flüsse selbst aber trocknen im Sommer aus, oder verwandeln sich in eine Reihe pesthauchender Schlammpfützen, die ihre Umgebungen weithin mit Fieberstoff erfüllen. Von dieser Regel

gibt es westlich der Alleghanen keine Ausnahme. Beim Ohio ist der Unterschied des Wasserstandes in gewöhnlichen Jahren 60 Fuß. Der Kansas, der mächtigste Nebenstrom des Missuri, kann im Sommer ohnfern seiner Mündung durchwatet werden. Nur der Missuri selbst wird durch den fortwährend schmelzenden Schnee der Felsenberge, der ihm aus einer Strecke von beinahe 10 Breitengraden zufließt, den Sommer hindurch bei Wasser erhalten, was viel zu der erstaunlichen Fruchtbarkeit seiner Ufer beiträgt. Es ist jedoch bekannt, wie gefährlich, abgesehen von der Ungesundheit, dieser lockende Thalgrund für seine Bewohner ist. Sie können nie sicher sein, ihr ganzes Landgut bei einer großen Ueberschwemmung hinweggerissen zu sehen. Denn bei einer solchen, die in Zeiträumen von ungefähr 30 Jahren sich wiederholt, bricht der reißende Strom hie und da sich ein neues Bette durch den aus lockerer Dammerde bestehenden Thalgrund, die ihm keinen Widerstand zu leisten vermag *). Das kann jedoch in jedem Frühlinge vorkommen. Durch solches beständige Wegspülen ist der Strom auch beim niedrigsten Wasserstande trübe und schlammig. Ueberhaupt schleicht alles Wasser durch Lehm- oder schwarze Schlammerde. Man darf nicht an die schönen Bäche und Flüsse Deutschlands denken. Das alles, hauptsächlich aber das sicher sich einstellende Fieber, haben für die deutschen Einwanderer die niederschlagende Nothwendigkeit gezeigt, die Nähe der Gewässer zu vermeiden, statt sie zu suchen. Damit gehen alle die Annehmlichkeiten verloren, die in begünstigteren Ländern die Nähe des Wassers

*) Reise des Herzogs Paul von Würtemberg. Stuttgart 1835.

bringt; und, was für neue Ansiedelungen das wichtigste ist, damit geht alle Verbindung verloren, welche durch Wasserstraßen so leicht und bequem gemacht wird .Das ist noch nicht alles, was sie dort dem höchsten irdischen Gute, der Gesundheit, aufopfern müssen: die große Fruchtbarkeit, welche Amerika auszeichnet, findet sich nur in der Nähe der Gewässer, vorzüglich in den Thalgründen der Flüsse. Wenn die übrigen Landstriche auch gute Erde haben, so ist doch das Klima an öftern Mißerndten Schuld. Das haben die Deutschen in Illinois erfahren, die um der Gesundheit willen sich auf den hohen Wiesen ansiedelten. Viele von ihnen bekamen in ganz gewöhnlicher Sommerdürre nicht die Aussaat wieder, und vieles Vieh ging aus derselben Ursache verloren. *).

Das Klima **) dieses großen Ostlandes der nördlichen neuen Welt, ist, ohngefähr ähnlich dem des östlichen Asiens, ein eigenthümliches, und läßt sich mit dem europäischen, zu seinem größten Nachtheile, nicht vergleichen. Beide Klimate des N. O. asiatische, wie das N. O. amerikanische, sind um vieles kälter als die entsprechenden Breiten in den nördlichen Westländern der alten und neuen Welt; d. h. als in Europa und in den Nord-West-Küstenländern Amerikas. Humboldts Lehre von den Isothermallinien setzt das am besten ins Licht. Unter diese Linien werden alle Orte der Welt nach ihrer wahren mittleren Temperatur gesetzt. Dieser mittleren Wärme

*) Briefe von Deutschen aus Nord-Amerika. Altenburg 35 p. 216.

**) Die beste Belehrung darüber gibt wohl die wissenschaftliche Reise des Herzogs Paul von Württemberg.

Dann Duden, der aber wegen seiner Verschönerung nie ohne Körners Beleuchtung, Frankfurt. 34 zu Rathe gezogen werden kann.

nach ist das östliche Nord-Amerika, und zumal die inneren Länder, nicht bloß um etwa vierzehn Breitengrade kälter als das mittlere, namentlich das westliche Europa, sondern auch noch um etwa fünf Breitengrade kälter als das mittlere Sibirien. (Die wahre Ursache so auffallender Erscheinungen möchte wohl so bald noch nicht enträthselt werden.) Denn bei so großem Unterschiede kann vom Einflusse der Wälder und Gewässer gar keine Rede sein, zumal die Wälder im östlichen Amerika vollständiger ausgerottet sind, als in Deutschland, und im Inneren von jeher nur einen unbedeutenden Theil der Oberfläche einnahmen, das um einige Grade wärmere Sibirien aber waldreicher ist als Nord-Amerika; dazu kommt, daß die demselben Gesetze unterworfenen Länder von Japan und China kultivirter sind als Europa. Dem durch den Mangel an parallelen Gebirgen freigegebenen Einflusse der nördlichen Winde mag wohl der kleinere Unterschied zuzuschreiben sein, der das östliche Nordamerika noch kälter als Ost-Asien erscheinen läßt, welches mit dergleichen schützenden Gebirgen, das nördlichste Sibirien ausgenommen, versehen ist. Vielleicht hängt es mit der Achsendrehung der Erde und mit dem Vorherrschen der westlichen Winde in den gemäßigten Zonen der beiden Ozeane zusammen; aber warum waren z. B. Island und Ostgrönland im Mittelalter wirthbare Länder, in denen Ackerbau und treffliche Viehzucht getrieben werden konnte? Doch könnte ihr Kältergewordensein auch wohl den unendlichen Eismassen zugeschrieben werden, die seitdem Ostgrönlands Küste verschlossen haben.

Die mittleren Theile der vereinigten Staaten also, welche mit dem südlichsten Italien unter gleicher Breite liegen,

können nur die Pflanzenwelt des nördlichen Deutschlands erhalten. Daß dort z. B. der Wein durchaus nicht gedeihen will, das wird man nach so unzähligen Versuchen dem Klima und nicht der Behandlungsart ferner zuschreiben können. Man hat mit Unrecht von dem Wildwachsen einiger Arten des Weinstocks (V. tis) auf das Gedeihen auch der Art, welche den Wein liefert, (V. tis vinifena) geschlossen: denn diese Art wächst nirgends in der neuen Welt wild; und verschiedene Arten einer Gattung kommen in den verschiedensten Klimaten vor. Uebrigens wurde Nord-Amerika seiner vielen Weinreben wegen von den ersten Entdeckern Winland genannt.

Das reicht noch nicht hin, um sich eine richtige Vorstellung von dem dortigen Himmel zu machen. Dieses strenge Klima ist ferner ausgezeichnet durch eine Sommerhitze, welche die mancher Tropenländer oft übersteigt, und durch eine darauf folgende Winterkälte *), wie sie nur in Sibirien herrschen kann, und durch eine schnelle, oft plötzliche und für die Gesundheit höchst nachtheilige, Abwechslung dieser hohen Extreme. In Schöpf's Reise (Erlangen. 88) findet sich eine Abhandlung über das Klima nach genauen Beobachtungen,

*) Ein Beispiel davon erzählt „die alte und neue Welt." Filadelfia, vom 28. Januar 1837. Im Anfange dieses Jahres brachte ein schneidender Nordwind eine solche Kälte über die Prairien von Illinois, daß viele Menschen davon aufgerieben wurden. In den leichten amerikanischen Häusern gab es keinen Schutz gegen diese Kälte, und ein Reisender erfror auf der großen Prairie des Kaskaskias (im südlichen Theile dieses Staates), obgleich er ein Pferd geschlachtet und sich nebst seinem Gefährten in dessen Bauche geborgen hatte.

die während des Freiheitskrieges gemacht wurden, worin gesagt wird, daß Nord-Amerika jährlich von unter der Linie bis unter den Pol versetzt wurde. In diesem Ausdruck liegt nichts Uebertriebenes. Es werden Beobachtungen angeführt, die auf Sumatra unter der Linie und in Westindien gemacht wurden, nach welchen da die Hitze nie so hoch stieg, wie in Neu-York des Sommers. Daß die Hitze weder auf dem Amazonenstrome noch überhaupt in Brasilien je so arg werde, kann man u. a. aus den klassischen Werken von Pöppig und von Spix und Martius ersehen.

Es ist nichts seltenes, das Queckſilber auf mehreren 30 Grad R. zu sehen, eine Hitze, die die menschliche Blutwärme übersteigt, und bei welcher daher das Athmen fast unmöglich ist *). Diese Hitze erstreckt sich, nur mit immer kürzerer Dauer, bis Hudsonsbay und noch höher nach Norden, und ist selbst bis dahin mit einer furchtbaren Plage von stechenden Kerfen begleitet. Das Reich des strengen Frostes geht beinahe bis an den Wendekreis, denn wenigstens die Nordhälfte Ostflorida's ist nicht frei davon. Außer der wahrhaft entsetzlichen Winterkälte weiß man kaum zu sagen, welcher Monat des Jahres frei von Nachtfrost sei. In Virginien und Karolina ist schon im August der Tabak durch einen Nachtfrost umgekommen **). Bis in den Juni dauern aber die Nachtfröste sehr oft, mag man auch schon im März am Tage sich vor der Hitze nicht

*) M. vergl. Dudens Angabe, die hier von großem Werthe ist, wo sie fast wie ein Geständniß aussieht, und die Reise des Herzogs von Würtemberg.

**) Schöpf's Reise. Bd. II. p. 53.

zu bergen gewußt haben. Die Jahre, in denen alles Obst durch Spätfröste vernichtet wird, sind häufiger als diejenigen, in denen es zur Reife kommt. Was diese vernichtenden, oft mitten im Sommer eintretenden Fröste verschonten, das wird häufig durch eine Sommerdürre vernichtet, die bei der glühenden Hitze nicht von langer Dauer zu sein braucht. Dagegen schützen einigermaßen nur die ungesunden Flußniederungen.

So bleibt dieses böse Klima sich gleich von den östlichen Küsten bis an den Abhang der Felsenberge, nur daß es im Küstenlande feuchter ist, und nach dem Inneren zu immer trockener wird, bis es auf den westlichen Hochebenen so dürre wird, daß kein Ackerbau möglich ist, wenn auch fruchtbare Erde da wäre. Und so kommt es, daß die Menschen in gleicher Breite mit dem südlichen Italien unter einer fiebererzeugenden erstickenden Hitze erliegen, während sie nicht durch das Gedeihen südlicherer Früchte entschädigt werden, weil die furchtbare Winterkälte und die fast das ganze Jahr hindurch dauernden Nachtfröste kaum die Pflanzenwelt des nördlichen Deutschlands aufkommen lassen.

Noch mehr aber ist's die Ungesundheit, welche von der Einwanderung in dieses östliche Nordamerika abschrecken sollte. Es ist zwar gewiß, daß sich die Ungesundheit nicht allenthalben gleich ist, und daß manche Gegenden sogar als gesund gelten. Diese können aber nur im Verhältniß zu denen Strichen gesund genannt werden, in welchen ein kurzer Aufenthalt sichere Krankheit oder den Tod bringt. Denn der Himmel oder das Klima, welches über dem Ganzen herrscht, ist an sich selbst schon ungesund, und vor dessen

Ungesundheit kann kein Ort schützen. Zu diesem schnellen Abspringen von der drückendsten Hitze zu strenger Kälte, und zu erschöpfender Arbeit in solcher afrikanischen Hitze, braucht nur irgend eine übele Ausdünstung hinzuzukommen, sei es nun vom stehenden Wasser, oder vom neu gelichteten Boden, oder aus der Ferne vom glühenden Süd-Wind herbeigeführt, um schnell vom Fieber niedergestreckt zu werden.

Diese Fieber sind zwar, die furchtbare Pest des gelben Fiebers ausgenommen, in der Regel nicht tödtlich. Aber welcher schreckliche Schlag ist eine solche Krankheit, der Keiner entgeht, für den eben Angekommenen! Sie kann alle seine Pläne zerstören und ihn für sein ganzes Leben um alle von der Auswanderung gehoffte Vortheile bringen; zumal eine gebrochene Gesundheit, wenn nicht gar unheilbare organische Fehler oft die Folge der Krankheit sind. Daß zu dem Klima jene schädlichen Einflüsse nicht einmal hinzuzukommen brauchen, mag uns eine Beobachtung des scharfsinnigen deutschen Naturforschers, des Herzogs Paul von Württemberg, verdeutlichen: p. 356, »Ich habe schon früher bemerkt, daß der Herbst im Anfange des Monats September sich sehr fühlbar, besonders durch nächtliche Kälte und äußerst heftige Winde macht. Auf dem Fort (Atkinson am mittleren Missuri) machte sich die Nähe des Winters recht bemerkbar. Ich glaube, sagen zu können, daß die Septembernächte in dem nördlichen Preußen und selbst in Rußland nicht kälter sein können. Die heißen Tage, im Vergleich mit dem tiefen Stande des Thermometers in der Nacht, hatten die bösartigsten Fieber verursacht, von denen ein gro-

ßer Theil der Garnison das Opfer geworden war. Der Tod raffte auch noch täglich Leute hinweg, welches trotz der vortrefflichen Sanitätsanstalten, welche auf das einsichtsvollste in jeder Hinsicht von dem Kommandanten getroffen worden waren, geschah, und den Beweis der großen Hartnäckigkeit des Typhus hinlänglich gab. Oft folgte der Tod den ersten Symptomen der Krankheit nach wenigen Stunden, und äußerte seine Wirkung selbst auf die anscheinend gesundesten Subjekte. Die Ursache des Uebels, welches rein miasmatisch war, konnte von den Aerzten durchaus nicht ergründet werden, da in diätetischer Hinsicht alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden waren. Man hatte die Garnison ein Lager auf einer luftigen Anhöhe, mehrere Meilen vom Missuri entfernt, beziehen lassen, woselbst sie mit lauter frischen Lebensmitteln verpflegt wurde. Man suchte Anfangs die Ursache in dem Genusse von Fischen oder im Trinkwasser, doch jedenfalls mit Unrecht. Die Nähe der austrocknenden Sümpfe konnte ebenfalls keinen wirklichen Einfluß äußern, indem diese nach Verhältniß des Flächenraumes, den sie einnehmen, ganz unbedeutend waren. Ich glaube, die wahre Ursache sei in den isothermen Verhältnissen der Luft zu suchen, so wie in der anhaltenden Abwechslung außerordentlich heißer Tage und sehr kalter Nächte, ein Verhältniß, welches heftig wehende heiße Winde, die plötzlich kalten Luftschichten weichen mußten, hervorzubringen nicht verfehlen konnten. Ich kann nicht läugnen, daß ich ziemlich besorgt war, ein Mitglied meiner Reisegesellschaft plötzlich erkranken zu sehen. Die canadischen Irokesen, welche ich bei meiner ersten Ankunft auf den Council Bluffs vorgefunden hatte, waren meist ein Opfer des Klima's

geworden, und von den wenigen Männern, welche noch vorhanden waren, starben später noch einige.«

Ein solches Klima muß, den Verlust der Gesundheit oder gar des Lebens abgerechnet, eine neue Ansiedlung *schwieriger* machen, als sie an sich selbst ist. Man denke nur an das unter so strengem Himmel unentbehrliche Bedürfniß eines *ordentlichen Hauses*, welches doch *im Anfang* schwer oder mit unverhältnißmäßigen Kosten herzustellen ist, während unter milderem Himmel ein leichtes schnell erbautes Haus für die erste Zeit hinreicht. Da ist die Unmöglichkeit der Arbeit bei der sengenden Hitze oder erstarrenden Kälte und endlich der nöthigen Versorgung der Hausthiere während des Winters ganz offenbar.

Obgleich also in der allgemeinen Beschaffenheit des Landes und seines Himmels, verbunden mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, hinlängliche Bestimmungsgründe für den vorsichtigen Auswanderer liegen, es von jeder Wahl auszuschließen, so wollen wir es doch vom Norden nach dem Süden durchgehen, ob ein Platz für eine kleinere deutsche Ansiedlung noch irgendwo zu erspähen sei. Denn von einem im Gebiete der vereinigten Staaten zu errichtenden neuen Deutschland kann doch vernünftiger Weise gar keine Rede sein.

Da jedenfalls ein solcher Platz im tiefsten Innern liegen müßte, so fällt in die Augen, daß von vorn herein die wichtigsten Vortheile aufgeopfert werden müßten: nemlich eine stetige Verbindung mit Deutschland und die Möglichkeit einer nicht allzulangen und kostspieligen Reise bis ins gewählte Land. Denn eine solche Reise, von der Seeküste tief ins

Innere, würde mehr Kosten verursachen, als eine Seereise um die Welt herum. Schon solcher Lage wegen konnte von dem Erblühen einer in mancher Hinsicht unabhängigen deutschen Gemeinschaft keine Rede sein, wenn auch überhaupt diesseits der Felsengebirge eine Trennung von den Amerikanern nicht völlig unmöglich wäre. Außer dem Allen würden die vereinigten Staaten die Bildung irgend eines deutschen Wesens in ihrem Gebiete nie zugeben, wie sich das aus dem Benehmen des Kongresses gegen die deutsche Ansiedlungsgesellschaft in Filadelfia hinlänglich ergibt, welches von der Art war, daß sie nur eine Bittschrift zu überreichen gar nicht unternehmen konnte.

Alle diese Verhältnisse machen eine deutsche Ansiedlung im ganzen Bereich der vereinigten Staaten, wo es auch sei, rein unmöglich; und es ist deshalb nur zu zeigen, daß auch nirgends für den einzelnen Auswanderer mehr Raum sei, der ihn bewegen könnte, eine so kostspielige Reise zu machen, um mit dem zahlreichen Volke der Amerikaner in Konkurrenz zu treten.

Die nördlich von den vereinigten Staaten gelegenen Länder und die nördlichen Binnenländer dieser selbst, d. h. Kanada und die um die großen Seen liegenden Länder, können billigerweise nur in jener Zeit dem Einwanderer angepriesen werden, wenn alle besseren schon besetzt sind. Denn hier macht der rauhe Winter die erste Ansiedlung gar zu schwierig. Was als die bedeutendste Erleichterung anzusehen ist, die Viehzucht, bloß von dem, was die Natur von selber darbietet, das fehlt hier ganz; ehe der Ansiedler hier ein wenig Vieh halten kann, muß er erst hinlängliches Futter

für den langen Winter erzielt haben, worüber mehrere Jahre hingehen. In den mittleren Gegenden herrscht ein Klima, welches, abgesehen von der allgemeinen Ungesundheit, dem Europäer günstig ist. Hier wäre das Einzige, wo der Einwanderer noch Raum fände, das Gebiet der Indianer am mittleren Missuri. Von Keinem aber ist die Thorheit zu vermuthen, sich in das Gebiet so blutdürstiger Wilden zu begeben, welche jeden ferneren Eingriff eifersüchtig abzuwehren suchen, und von denen jeder Land-Erwerb von den vereinigten Staaten verboten und für nichtig erklärt ist.

Außerdem wären noch für kurze Zeit die abgelegensten Gegenden vom Staate Arkansas übrig. Doch wird das überaus traurige Schicksal der Deutschen, die auf dieses Land ihre Hoffnung gebaut, hinlänglich abschrecken. Es ist bekannt, daß hier ein neues Deutschland erblühen sollte, (als nämlich dieses Land noch kein englischer Staat war, wie jetzt), und daß Krankheit und urplötzliche Ueberschwemmung die wenigen dahin Vorgedrungenen bald nach dem Verluste ihrer ganzen Habe wieder zurückjagte.

Noch viel weniger können die von Arkansas südlich und südwestlich liegenden Länder für tauglich gehalten werden. Sie gehören zu den ungesundesten der Welt, und der Deutsche ist nicht fähig, in einer so glühenden Hitze zu arbeiten, wie sie hier den größten Theil des Jahres hindurch herrscht, ohne vor schädlichem Frost zu schützen. Das nächste dieser Länder, Texas, war früher ein Theil des spanisch-mexikanischen Staatenbundes. Da es aber noch vielen Raum bot, so wanderten die Amerikaner aus den südlichen und westlichen Staaten dort ein. Sie gewannen bald vermöge ihrer

Thätigkeit und größeren Bildung ein solches Uebergewicht über die trägen und unwissenden Söhne der Spanier, daß diese gar nicht mehr in Betracht kamen, und daß die spanische Staatsform nicht ferner bestehen konnte. Die Folge davon war eine Unabhängigkeits-Erklärung und ein Krieg gegen Mexiko. In dem Kriege bewährte die Handvoll amerikanischer Ansiedler ihren Antheil germanischen Blutes in der Art, daß sie das an Zahl mehrfach überlegene Heer der Feinde nicht nur schlugen, sondern sogar sammt dem Anführer gefangen nahmen. Nun ist Texas ein englisch-amerikanischer Staat, der zwar bis jetzt von den vereinigten Staaten nicht in den Bund aufgenommen wurde, weil die nördlichen Staaten den Einfluß der Sklavenstaaten dadurch nicht wollten verstärkt sehen.

Das Schicksal von Texas wird sich bald genug an den daran stoßenden mexikanischen Staaten Cohahuila und Tamaulipa wiederholen. Denn schon sind den amerikanischen Auswanderern die Grenzen von Texas zu enge geworden. Zwar haben sie vorerst, noch unter mexikanischer Regierung, eine unangenehme und schwierige Stellung, welche hauptsächlich in dem aufs Höchste gesteigerten Hasse der Mexikaner gegen alles Fremde ihren Grund hat *). Doch wissen sie recht gut, nach den Ereignissen von Texas, daß sie einst die Herrn spielen werden. Der fanatische Fremdenhaß der Mexikaner hat jetzt Gelegenheit bekommen, sich auszulassen. Bei dem Angriffe der Franzosen wurden nicht nur alle im Reiche befindlichen Franzosen barbarisch behan-

*) Vergl. Maltens Weltkunde. 1837. 9ter. Theil.

delt und vertrieben, sondern eine in der Hauptstadt umlaufende Bittschrift für Vertreibung aller Fremden bedeckte sich schnell mit Tausenden von Unterschriften. Diese Länder gehören keineswegs zu den von der Natur begünstigten. Das Klima ist im Ganzen für uns viel zu heiß, an der Küste höchst ungesund, und im Innern für den Landbau zu dürre. Selbst im Thalgrunde des größten, jedoch nicht schiffbaren dasigen Flusses, des Rio-del-Norte, verdorrte der im Frühling üppig aufgeschossene Mais *). Zudem hat diese ganze Küstenstrecke des mexikanischen Busens, eines bekanntlich sehr stürmischen Meeres, keinen einzigen sichern Hafen. Das Alles, und weil wir diese Länder als im Bereich der vereinigten Staaten liegend betrachten müssen, verpflichtet uns zu der Behauptung, daß nur Eigennutz und Gewinnsucht dem Deutschen eine Ansiedlung daselbst anrathen können; aus welcher trüben Quelle auch schon manche zum Unglück führende Lockungen hervorgegangen sind, sowohl in Nordamerika als in Deutschland.

Ausgemacht und völlig gewiß ist's also, daß im ganzen großen Ostland von Nordamerika kein Raum ist für ein zu gründendes deutsches Leben.

Aber nicht minder gewiß scheint es uns, daß auch der einzelne Auswanderer für die Hauptvortheile, welche die Auswanderung verschaffen soll, dort keine Stelle findet, und daß viele sehr wichtige, ja die wichtigsten Gründe ihn bestimmen müssen, sich nach andern Gegenden der neuen Welt

---

*) Vergl. Ludekus Reise in Cohahuila und Texas.

umzusehn, auch wenn er blind und kalt die Mahnungen seines deutschen Herzens betäuben wollte.

Das Westland von Nord-Amerika, oder das jenseits der Felsengebirge liegende Land *).

Zunächst muß nun unser Blick auf den freien Raum fallen, der sich an die vereinigten Staaten anschließt, jedoch hinlänglich von ihnen getrennt ist, um deutschen Niederlassungen ihre Selbstständigkeit zu sichern. Das ist das weitausgedehnte Land zwischen den Felsengebirgen und dem stillen Ozean. Ueber die völlige Abgeschlossenheit dieses Landes von dem Gebiete der amerikanischen Staaten haben wir schon gesprochen. Auch zur See haben die Amerikaner einen völlig eben so weiten Weg dahin als die Europäer, denn sie müssen, um mit dem Ostpassat nach Süden zu kommen, einen ungeheuern Umweg nach Osten zu machen, wohin die europäischen Schiffe auf kürzerem Wege gelangen. An einen Landweg ist aber, wie schon bemerkt, nicht zu denken, wenigstens nicht für die ersten hundert Jahre. Astor, (ein

---

*) Das Hauptwerk für die Kenntniß der Küste ist G. Vancouvers Entdeckungsreise. Eine Uebersetzung ist von Sprengel, Halle, 99, weit vollständiger aber die im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, 18. und 19 Bd. Berlin 99. Wir haben beide sich ergänzen lassen. Für das Innere die beiden neuesten bekannten Werke von W. Irving: Astoria und Capitain Bonneville.

Deutscher) sendete zwei Expeditionen nach der Kulumbia, eine zur See und eine zu Lande. Letztere kam nach übermenschlichen Anstrengungen und Leiden endlich an den Bestimmungsort, wo die zur See Abgegangenen längst eine Niederlassung gegründet hatten.

Oestlich ist das Land also durch eines der mächtigsten Gebirge unserer Erde begrenzt. Westlich hat es außer der Grenze des Ozeans noch eine Küstengebirgskette, die von dem nördlichen Wendekreise an bis in den hohen Norden die Küste begleitet. Im Süden bildet sie die Halbinsel Kalifornien und läuft längs der Küste bis zur Mündung des Kolumbia, des größten Stromes der ganzen Westküste der neuen Welt. Er hat hier das Gebirge durchbrochen, es verschließt jedoch seine breite Mündungsbai als eine Reihe von Brandungen, bis auf eine schmale Einfahrt. Von da an geht das Küstengebirge weit nach Norden. Diese Gestaltung des Landes hat es möglich gemacht, daß ein so großer Strom, wie der Kolumbia, entstehen konnte; indem ihm die Gewässer weit aus Süden und Norden zuströmen, das Meer aber nur kleine Küstenflüsse empfängt. Von Süden her strömt ihm der Wallamut zu, ein herrlicher Fluß, der sich durch eine breite, zwischen den beiden Gebirgen sich ausdehnende, Ebene hinschlängelt, die in ihrer Abwechslung von edlen Wäldern und kleinen Wiesen, nebst reichlicher Bewässerung, eine der herrlichsten und fruchtbarsten Landschaften der Welt darstellt. Dieser schöne Strom ist die Multnomah des Levis und Clarke, und seine reizende Thal-Ebene wurde von ihnen das große Kolumbiathal genannt. Seine Mündung liegt 60 englische Meilen von der Mün-

dung des Kolumbia, der Vancouvers-Spitze gegenüber, bis wohin Vancouvers Lieutenant Broughton zuerst vom Meere aus kam. Bis hierhin hat der Kolumbia Fahrwasser für beträchtliche bis auf 300 Tonnen große Schiffe, und die Wirkung der Ebbe und Fluth verliert sich erst hier. Die Wälder in diesen Gegenden bestehen auf den Bergen und Hochebenen hauptsächlich aus mehreren Tannen- und Fichtenarten von riesenhafter Größe, deren manche sich bis zu einer Höhe von 2 bis 300 Fuß erheben, bei verhältnißmäßiger Dicke, so daß die Indianer große Böte aus einem Baumstamm machen können. Viel mannigfaltiger sind die Wälder in den fruchtbaren Thälern und niederen Ebenen. Hier stehen neben einander einige verschiedene Eichen-Arten, amerikanische Pappeln, die s. g. weißen und rothen Cedern, Wallnußbäume, Kirschen- und andere Fruchtbäume, Eschen, und die nützlichen Ahorn-Arten, deren treffliches Holz sowohl als der Zucker, den sie alljährlich liefern, sie so wichtig macht. Da stehen noch viele edle Bäume, die keinen Namen haben, und deren Nutzen kaum gekannt ist. Den Boden des Waldes schmücken mancherlei Stauden und Beeren. Schlingpflanzen winden sich aus dem Schatten auf die höchsten Gipfel zum Lichte empor; ihr zäher Stengel wird wohl an 600 Fuß lang; aus ihm flechten kunstreich die Indianer wasserdichte Körbe uud Gefäße. Die immergrünen Auen sind reichlich versehen mit mancherlei nützlichen Gewächsen, unter denen die Indianer besonders eine Menge Wurzeln von Lilien- und Zwiebel-Arten benutzen. Auch haben sie ein Kraut, das statt des Tabaks dient für diejenigen, die den von dem Europäer in hohem Preise gehaltenen

Taback nicht bezahlen können. Es ist nicht zu bezweifeln, daß unter diesem milden Himmel nicht ein trefflicher Tabak sollte erzogen werden können. Bevölkert sind diese Auen von dem großen Rothhirsch, dem s. g. Elenthier, von Dammhirschen, Rehen und Antelopen, von dem großhornigen Schaaf, von Bibern, See- und Fluß-Ottern. Bären, Füchse und Wölfe suchen ihre Beute, der Panther ist aber sehr selten, und deshalb wird sein schöner Pelz nur wenigen Jägern zu Theil. Außerdem die besten Pelzthiere Nord-Amerika's. Schon streifen heerdenweise auf den grünen Weiden die halbwilden Pferde; und der s. g. Büffel, das Hauptjagdthier, hat, gedrängt auf den östlichen Steppen, schon das Felsengebirge überstiegen. Wichtig ist seine Jagd für die Ansiedler der Nordwestküste, aber noch mehr der schon einmal geglückte Versuch, ihn zu zähmen; da sowohl sein Fleisch, als seine Haut und die zu groben Decken trefflichen langen Wollhaare ihm sehr große Vorzüge vor unsern Rindvieh geben. Zur Arbeit wäre er gewiß auch nützlicher, wegen seiner ungleich größeren Stärke und Geschwindigkeit.

An Vögeln ist nicht minder ein großer Reichthum. Die Wälder sind angefüllt mit Tauben, Fasanen, Haselhühnern und einer großen Menge Singvögel, unter deren Gesängen zahlreiche Spechte ihr Hämmern ertönen lassen. Auf den Wiesen laufen Rebhühner, Krähen u. s. w. An jedem Gewässer aber wimmelt's von Schwänen, mehreren Arten wilder Gänse, Enten von fast jeder Art, Pelikanen, Reihern, Möven, Schnepfen u. s. w *).

---

*) Astoria 39s Cap.

Nirgends in der Welt sind die Meeresküsten und die Flüsse fischreicher als hier. Zu gewissen Jahreszeiten kommen in den Kulumbia unermeßliche Züge von Lachsen, die sich in die entferntesten Quellflüsse vertheilen. Außer ihnen noch manche andere. Es erscheinen z. B. nicht minder dichte Schwärme eines kleinen, so fetten Fisches, daß er, so wie er ist, zu einem Lichte gebraucht wird. Alle diese Fische, unter ihnen auch Häringe und Sardinen, erfordern zu ihrer Zeit keine andere Mühe, als daß man sie aus dem Wasser schöpfe. Da füllen die Indianer ihre Kähne mit Fischen zum Wintervorrath. So außerordentlicher Ueberfluß hat sie zu Fischervölkchen gemacht, welche die übrigen Gaben der Natur kaum benutzen.

Weniger geplagt als das östliche Nord-Amerika ist das Westland mit blutsaugenden Insekten und giftigen Schlangen. Doch gibt es oberhalb der Kolumbiafälle eine felsige Wüste, der liebste Aufenthalt der Klapperschlangen, so daß die dort Uebernachtenden durch Umherstreuen von Tabak sich vor einem nächtlichen Besuche dieser ungebetenen Gäste sichern mußten.

Um nun zu sehen, wie auch in den oberen Flußgebieten sich herrliche Ländereien befinden, mag Irwing selbst reden (Bonneville C. 33). Die Reisenden verließen das erhabene Tafelland und alle jene wilden und erhabenen Scenen (im Felsengebirge). Sie kamen jetzt über ein sanft wogigtes Land von solcher Fruchtbarkeit, daß es die entzückende Bewunderung von zweien der Begleiter des Capitains erregte, einem Kentuckier und einem Eingebornen des Ohiostaates. Sie erklärten, daß es jedes Land überträfe, das

sie je gesehen hätten, und riefen oft, was es für ein Vergnügen sein würde, einen so fruchtbaren Boden zu pflügen und den Schooß seiner Fülle sich unter der Pflugschaar öffnen zu sehen.

Man übernachtete abermals in dem Dorfe eines Häuptlings, Namens Hemimelzilz, wo ihnen die nämliche Freundschaft wie in dem vorhergehenden Dorfe erwiesen wurde.

Sie nahmen jetzt ihren Lauf nach West-Süd-West, durch ein schönes fruchtbares Land, das reicher an Gehölzen war als die meisten Striche, durch die sie gekommen. Sie trafen auf ihrem Wege mehrere Banden der Nez-percés, von welchen sie immer mit dem höchsten Wohlwollen behandelt wurden. Innerhalb 7 Tagen, nachdem sie das Gebiet von Hemimelzilz verlassen hatten, erreichten sie den Kolumbiafluß bei dem Fort Wallah-Wallah, wo sie am 4. März 1834 ankamen. Dieses ist ein Posten der Hudsonsbay-Gesellschaft an der Mündung des Flusses Wallah-Wallah, einige Meilen unter der Mündung des Lewisflusses.

Vorzüglich aber im untern Kolumbialand finden sich unermeßliche Strecken des fruchtbarsten Bodens. Daß das Land im Allgemeinen fruchtbarer sei, als das Innere der vereinigten Staaten, das zeigt schon die allgemeinere Bewaldung und der kräftige Baumwuchs. Auch finden sich in diesem Lande nirgends so ausgedehnte Sümpfe, wie dort, und die kleineren Flüsse behalten das ganze Jahr ihr Wasser. Hier finden wir die schönen Gewässer Deutschlands wieder!

So erscheint das Stromgebiet des Kolumbia von der Natur bestimmt zum Mittelpunkte eines werdenden Staates.

Es ist ein Land, größer als Deutschland, reich ausgestattet vor vielen mit allen Vortheilen für eine neu sich bildende Menschengesellschaft. Das ganze große Gebiet hat nur einen Eingang, die Mündung des Flusses. Die Nord-West-Küste, sonst so reich an den besten Häfen, hat gerade hier, vom Kap Mendorin bis zur Fukastraße, keinen Hafen, die Trinidadbay, etwas nördlich von jenem Kap, ausgenommen. Dafür aber ist der Kolumbia selbst ein unermeßlicher Hafen auf 60 Meilen weit, und von ihm führen noch ungezählte Flüsse nach allen Gegenden des Innern. Die Lage des Landes könnte also nicht günstiger sein für die Selbstständigkeit dortiger Niederlassungen.

Die wenigen Einwohner bestehen aus kleinen Völkchen von Fischern, die mit den wilden Jägervölkern des Ostens und des Gebirgs nicht die geringste Aehnlichkeit haben. Viele Stämme treiben Pferdezucht, und die Pferde sind deshalb dort sehr wohlfeil. Alle Stämme zeichnen sich durch Gutmüthigkeit, durch eine Neigung zur Kultur, und durch die Verabscheuung des Branntweins aus, der bekanntlich die übrigen Indianer vollends zu wilden Thieren macht. Da sie von großem Nutzen für eine neue Niederlassung sein können, so braucht von einer ungerechten Verdrängung derselben, wie in den vereinigten Staaten, nicht die Rede zu sein. Sie stehen ferner in völliger Abhängigkeit von der Londoner Hudsonsbay-Gesellschaft. Dieser Gesellschaft haben wir es zu verdanken, daß wir das Kolumbialand für einen gedeihlichen Sitz einer deutschen Pflanzstadt halten können. Die einzigen Feinde eines deut-

schen Lebens in der neuen Welt, die Amerikaner, sind durch diese Gesellschaft aus dem ganzen Lande und von der Nord-Westküste verjagt. In dem Besitz des Landes hat sich die Gesellschaft dadurch befestigt, daß sie die Waaren für den indianischen Handel durch regelmäßige Schiffe von London aus in den Kolumbia bringt, und sie demnach viel billiger geben kann als die Amerikaner, welche den beschwerlichen und kostspieligen Landweg einschlugen. Ihre Hauptniederlassung hat die Gesellschaft an der Mündung des Wallamot, wo auch mehrere Pflanzungen, Mühlen u. s. w. angelegt sind. Das Interesse der Deutschen wäre mit dem der Gesellschaft verschmolzen, d. h. deutsche Pflanzstädte wären das sicherste Mittel, das Land für immer den Amerikanern zu entrücken, welches der indianische Handel für die Dauer nicht kann, weil die Indianer selbst, wie allenthalben, im Abnehmen sind, noch mehr aber der Pelzhandel wegen der rücksichtslosen Verfolgung der Pelzthiere. Statt dieses immer mehr abnehmenden Pelzhandels muß die Gesellschaft in unseren Niederlassungen eine immerwährende und sich stets vergrößernde Stütze ihres Handels sehen, während sie wissen muß, daß die Engländer in Amerika bald zu Yänki's werden. Die Bedingung wäre also, daß wir den Handel der Gesellschaft nicht beschränken dürften. Die Industrie unseres Vaterlandes hätte demnach nicht alle den Vortheil von unserer dortigen Niederlassung, den sie an andern Orten davon haben würde.

Unsere Wahl ist aber keineswegs auf das Kolumbialand beschränkt, es stehen noch viele Länder an dieser Küste offen, welche als noch ganz frei betrachtet werden können.

Das Küstenland *) ist nördlich von der Kolumbiamündung ein ununterbrochener Wald, ohne Spur von Wohnungen. Das Küstengebirge erhebt sich nach der Fukastraße hin so hoch, daß es mit Schnee bedeckt ist, und der Olymp genannt wurde. Südlich von der Mündung ändert sich die Scene etwas: »Der Anblick des Landes war gegen die nördliche Küste schöner. Das Auge wurde durch viele, mit einem heitern Grün bedeckte Stellen ergötzt. Das Land erhob sich an sanften Anhöhen bis zu den entfernten Gebirgen, und längs dem Meere war es von einem weißen sandigen Ufer umgeben. Da wir weiter schifften, erblickten wir große Wiesen und schattige Wälder an den sanften Abhängen, aber kein Mensch schien in dieser fruchtbaren Gegend von Neu-Albion zu wohnen. Um die Triebsandbai lag eine offene und ebene Landschaft bis an die entfernten hohen Gebirge.« Noch etwas südlicher, im etwa 41ten Grade, liegt die Trinidadbay, welche unsere Beachtung verdient, da ihre Lage so abgeschlossen von allen Seiten ist, daß wir von Anfang an nirgends uns unabhängiger behaupten könnten. Dann macht sie das hier schon ganz italienische Klima angenehm, wenn sie nach Vancouvers Bericht auch als Hafen von nicht besonders hohem Werthe ist.

Um nun unsern Blick noch weiter über die schönen Landschaften der Nord-Westküste auszudehnen, wollen wir Vancouvern in die zwischen 48 und 49° liegende Einfahrt des Juan de Fuca folgen, mit welcher das große

*) Aus der Reise des Cap. Meares in einer Sammlung mehrerer Reisen nach der Nord-Westküste. Nürnberg 1795.

nördliche Inselmeer beginnt. Dicht an einander liegen auf den Inseln und Küsten die schönsten Häfen der Welt. Die Fukastraße verlängert sich im Innern nach Süden hin in den Pugetssund mit vielen langen Kanälen, wie sie in unsern nördlichen Mundarten Fiords heißen, und die alle für die größten Seeschiffe fahrbar sind. Vancouver befand sich fast am Ende der Fukastraße, wo er über die Oeffnung des Pugetssundes das gegenüberliegende hohe Küstengebirge sehen konnte (II. B. 4. cap.): »Als wir am westlichen Ende dieser Oeffnung landeten, und die daselbst befindliche Anhöhe erstiegen hatten, so übersahen wir eine Landschaft, die so bezaubernd schön war, daß ihr der vollendetste Lustgarten in Europa bei weitem nachstehen müßte. Von dieser Anhöhe sahen wir deutlich, daß das Land, wie wir vermuthet hatten, eine Insel sei. Der Gipfel derselben war eine fast wagerechte Ebene, mit hohem Grase und einem Ueberflusse der schönsten Bäume geschmückt. Nordwärts war ein junger Wald von Fichten und Gebüschen verschiedener Art, die dahin gepflanzt zu sein schienen, diese entzückende Wiese vor bösem Nord-West-Winde zu beschützen, sie war hie und da mit Bäumen so besetzt, daß der sinnreichste Erfinder einer Lustanlage nichts schöneres hätte erkennen können. Wir standen da, bewunderten die schöne Mannichfaltigkeit der Natur und sammelten Johannisbeeren und Rosen. (Das war im Mai). Wir warfen unsere Blicke aufs Ufer und sahen mit Vergnügen, daß es sehr gebrochen war, und, wie es schien, viele schiffbare Einfahrten bildete. Die, welche wir jetzt vor uns hatten, war nicht so geräumig, als es von den Schiffen aus geschienen hatte, doch zweifelten

wir nicht, daß sie hinlänglich sicher und zu unserer Absicht bequem sein würde. Wir untersuchten es und fanden einen Eingang ohngefähr eine Meile weit und frei von Klippen. Die Ufer des Hafens waren mäßig hoch; seine westliche Seite hing, wie es mir schien, mit dem Berge zusammen, den wir für den Olymp hielten. Um diesen Hafen für den schönsten ausgeben zu können, fehlte nichts, als daß wir das fänden, weshalb wir ausgefahren waren, und wirklich stieß ich auch auf einen schönen Wasserstrom.

Während meiner Abwesenheit hatten einige der Eingebornen mit den Unsrigen auf eine sehr höfliche und freundliche Art Handel geschlossen. Sie schienen die Nutkasprache nicht zu verstehen. Morgens den 2. Mai hatten wir guten Wind, wir steuerten also zu dem Hafen, den wir Tags vorher entdeckt hatten. Das angenehme Wetter erhob noch die Schönheit der Scene vor uns; auch die Oberfläche der See war vollkommen eben. Da ich gar nicht glauben kann, daß diese Naturschönheiten zum Theil ein Werk der Menschenhände sein können, so muß ich sagen, daß noch nie ein unkultivirtes Land entdeckt worden ist, dem die Natur so günstig gewesen, als diesem. Das Land gegen Nord-Westen schien sehr gebrochen zu sein. Der östliche Theil war durch ein mit Schnee bedecktes Gebirge begrenzt, auf welchem der Bakersberg sich deutlich zeigte. Zwischen uns und der Reihe beschneiter Berge wurde das Land allmählig höher, und war mit einer Menge schöner Waldbäume besetzt, die aber keineswegs die Aussicht benahmen, sondern Plätze zwischen sich offen ließen, welche, wie die schöne Insel, die wir gestern besucht hatten, durch Kunst verändert zu sein schienen. Vor

einem dieser Plätze kamen wir nahe vorbei, und sahen Rehe und ähnliche Thiere im Ueberfluß.

Das reizende Gemälde vor unsern Augen mußte uns nothwendig allerlei angenehme Gegenden in Alt-England ins Gedächtniß rufen. Wir setzten unsern Weg ungehindert fort und kamen gegen Mittag dem Strome gegenüber, der sich seines Wassers vom westlichen Ufer beinahe 5 Meilen vom Eingange des Hafens entledigt. Ich gab ihm nach unserm Schiffe den Namen Discoveryhafen. Hier ankerten wir in einem schlammigen Boden, ohngefähr $\frac{1}{4}$ Meile vom Ufer. Wäre der Plan zu diesem insularischen Werke der Natur von dem geschicktesten Feldmesser gemacht worden, so hätte es zur Beschützung des Hafens gegen die Nord-Winde sowohl, als auch gegen Feinde, nicht zweckmäßiger angelegt werden können. Ich gab ihm daher den Namen: »Schutzinsel.«

Vancouver fand außerordenlich wenig Einwohner in diesen Strichen, jedoch Anzeichen, daß das Land früher stärker bevölkert gewesen; man fand wahrscheinlich, daß die Pocken, diese Geißel der rothen Urbewohner, sie ihrer Ausrottung nahe gebracht hätten. Man fand viele Kanäle, die gewöhnlich so tief waren, daß in der Mitte mit 100 Klaftern kein Grund gefunden wurde, und die, da sie sich nach allen Richtungen hin erstrecken, für die Schiffahrt sehr wichtig werden müssen. Aehnlich fand Herr Puget, der zu Untersuchung des nach ihm benannten Sundes abgesandt war, die Beschaffenheit des Landes. Der westliche Arm endigte sich in einen bequemen Hafen von regelmäßig 20 Faden Tiefe, welcher Pennsbucht genannt wurde: »Das Land rings umher zeigte

vortreffliche Ansichten von großen Wiesen mit Baumgruppen besäet, worunter sich Eichen von 4 bis 6 Fuß im Umfang befanden. Auf den Wiesen, die das Wasser begrenzte, sah man viele Rehe umherspielen. Die Natur hatte Nichts erspart, um eine schöne Landschaft zu bilden, und mit weniger Kunst könnte man das hervorbringen, was anderwärts nur mit einem großen Aufwand von Kosten zu erlangen ist. Der Boden ist ein fetter schwarzer vegetabilischer Moder, und unter demselben ist eine Kleylage. Das Gras, von vorzüglicher Güte, hatte eine Höhe von 3 Fuß, und fast noch zweimal höher waren die Farrnkräuter auf den nackten und sandigen Stellen. Nach Herrn. Whidbey's Aussage war dies Land das schönste, was wir bisher angetroffen hatten; auch fehlten nicht Ströme von süßem Wasser. Die Zahl der Einwohner berechnete er auf ungefähr 600; die andern Theile des Sundes schienen nicht so volkreich, denn es ließen sich nur 5 Einwohner in einem Kanot sehen, die ihn höflich mit Fischen versorgten.«

Nun wendet sich Vancouver in den Hintergrund der großen Einfahrt, an die östliche Küste des festen Landes, wo er nur einen schmalen Küstensaum beobachten konnte; das Innere aber, zum Kolumbiagebiet gehörig, war durch die Küstengebirgskette, die hier ihre beschneiten Gipfel in die Wolken erhebt, vor ihm verschlossen.

»(VI. Cap.) Wir gingen nun zur östlichen Seite über, welche, so wie jene, einen Ueberfluß an offenen Plätzen hatte. Die Milde des Klimas und die unzähligen schönen Landschaften fordern nur den Fleiß der Menschen, um sie durch Dörfer und Gebäude zum reizendsten Lande zu machen, das

sich nur denken läßt. Auch würde der Fleiß durch die reichsten Schätze der Natur überflüssig belohnt werden. Zu Mittage passirten wir einen Eingang am östlichen Ufer, welcher sich weit nach Norden zu erstrecken schien. Der Haupteingang, den ich verfolgte, erstreckte sich so weit als meine Augen reichten. Nachdem wir 8 große Seemeilen weiter gekommen waren, trafen wir auf eine vorspringende Landspitze. Ihre Oberfläche war eine schöne mit Kräutern bedeckte Wiese; an ihrem westlichen Ende, wo sie an das Gehölz gränzte, war ein indianisches Dorf; es kamen einige Einwohner heraus, unser Schiff zu besehen, aber keiner wagte sich zu uns, obgleich einige Kanots da waren. Hier theilte sich die Einfahrt in zwei große Arme, der eine ging südwestlich, der andere südöstlich. Nahe hiebei war unser mit dem Chatam verabredeter Vereinigungspunkt, und unter einer kleinen Insel, S. W. von uns, schien eine gute Stelle zu sein, wo wir mit Sicherheit seine Ankunft erwarten könnten. Wir fanden aber die Tiefe nirgends weniger als 60 Faden eines Kabeltaues Länge vom Ufer. Wir drehten uns daher gegen die Spitze, wo das Dorf lag, fanden daselbst eine bequeme Rhede, und ankerten um 7 Uhr Abends ungefähr eine Meile vom Ufer. Unsere Aussicht nach Osten war jetzt, der Reihe mit Schnee bedeckter Berge wegen, sehr beschränkt. Die Schneegebirge erhoben in verschiedenen grotesken Gestalten ihre Häupter über die hohen Fichten, die einen ununterbrochenen Wald ausmachten, und einen sehr schönen Anblick gewährten. Auch der Aussicht nach Westen fehlt es nicht an Schönheit. Die Reihe von Gebirgen, auf welchen der Olymp liegt, begrenzte unsern westlichen Horizont.

An dem südlichen Ende dieser Bergreihe scheint ein großer Strich eines mäßig hohen und fruchtbaren Landes zu liegen. Auf den Wiesen und um dem Dorfe her sahen wir viele der Eingebornen in Bewegung, doch schienen wir ihre Neugierde nicht zu reizen. Nur ein einziger Kahn näherte sich uns, von welchem man die Haut eines kleinen Thieres uns ins Schiff warf, und darauf wieder zurückkehrte. Hier wurde Sptoſſenbier gebraut. Gegen Mittag ging ich ans Ufer und besuchte das Dorf, wenn man es anders so nennen kann. Es bestand eigentlich nur aus einer Art von Zelten, (und war deshalb nicht der beständige Aufenthalt dieser Leute, welche zu ihren wirklichen Wohnsitzen ordentliche Häuser von großen Balken und Dielen haben). Nur wenige der Einwohner sahen wir mit Fischen beschäftigt; fast alle waren aufs ämsigste darüber aus, die Wiese wie Schweine aufzuwühlen, um eine Art wilder Zwiebeln und zweierlei Wurzeln aufzusuchen, wovon die eine Aehnlichkeit mit der Savannawurzel hatte, die andere war nicht viel größer als eine Erbse. Morgens den 21. Mai kamen einige Regengüsse, die aber nicht so heftig waren, daß sie uns von unsern Arbeiten am Ufer, oder die freundschaftlichen Indianer, uns am Bord zu besuchen, hätten abhalten können. Von unsern freundschaftlichen Gesinnungen überzeugt, kamen fast alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, um das Schiff her, doch wagten sich die Letzteren nicht an Bord. Auch die meisten Männer hatten nicht Muth genug, zu uns zu kommen, sondern ruderten in ihren Kanots hin und her und suchten ihre Bogen und Pfeile anzubringen. Diese, nebst Kleidungsstücken aus Wolle und Häuten und einige mittel-

mäßige Seeotterfelle waren alles, was sie zu verhandeln hatten, und sie tauschten sie mit vieler Ehrlichkeit für Kupfer und Knöpfe ein.

Am Morgen des 22. Mai kamen unsere Freunde in Begleitung mehrerer großen Kähne, die beinahe 80 Personen fassen mogten, wieder zurück. Sie ruderten mit Feierlichkeit rund um das Schiff, kamen uns hierauf zur Seite und benahmen sich äußerst anständig. Sie hatten viele Hunde bei sich, ähnlich den s. g. pommerschen, doch etwas größer. Sie waren alle so dicht an der Haut geschoren, wie die Schaafe in England. Ihr wolliges Haar war sehr dicht. Es muß sich gut spinnen lassen, denn ich glaube, daß ihre wollene Kleidung aus Vermischung dieser Wolle mit feinerer von einem andern Thiere gemacht worden ist; sie waren zu fein, als daß sie aus der groben Bedeckung des Hundes allein hätten verfertigt sein können. Das Thier, welches die feinere Wolle hergibt, wird wahrscheinlich wild sein.

Unsere indianischen Freunde brachten uns ein Reh. Sie hatten es auf der Insel getödtet, und nach der Zahl der Personen, die mitkamen, zu urtheilen, hatte der größte Theil der noch übrigen Bewohner des Dorfes nebst vielen ihrer Hunde an der Jagd Theil genommen. Diesem und einem andern Rehe, von welchem sie etwas in ihren Kähnen zurückbehielten, hatten die guten Leute beinahe einen ganzen Tag mühsam aufgeopfert, denn sie waren zu diesem Fange den Abend vorher zur Insel herüber gekommen; und doch hielten sie sich durch ein Stück Kupfer, das nicht einmal einen Fuß ins Gevierte hatte, für ihre Arbeit hinlänglich belohnt.«

Nördlich von diesen Gegenden hat die Küste in dem

Kanal zwischen dem festen Lande und der großen Quadra-Vancouvers-Insel ein weniger einladendes Aussehen. Die Insel selbst ist ein treffliches Land und stärker bewohnt, als das feste Land. Von ihr und den äußern Inseln mag Kapitain Meares reden:

»Am 28. Juni brachten wir die Felice (von 230 Tonnen) aus dem inneren Kox-Hafen (auf Vancouvers Insel) über die Untiefen hinaus und verließen noch am Abend die äußere Rhede. Von König-Georgs-Sund bis hieher und noch weiter nach Süden scheint eine Reihe von Inseln zu liegen, die ganz mit Wäldern bedeckt sind. Das gute Erdreich trägt Beeren und andere Früchte im Ueberfluß. Die Wälder geben mancherlei Bauholz von vorzüglicher Größe, und in manchem Gehölze taugt fast jeder Baum zum größten Mast. Unter andern Gattungen sahen wir die rothe Eiche, den Lerchenbaum, die Zeder, die schwarze und weiße Sprossentanne.«

»Am 10. Juli erblickten wir das hohe Land, welches das östliche Ufer der Straße Juan-de-Fuca bildet. Am folgenden Tage waren wir auf der Höhe dieses Sundes. Fast in seiner Mitte lagen verschiedene hohe waldigte Inseln. Gegen 11 Uhr kehrte das abgeschickte Boot zurück, und führte uns in einen schönen geräumigen Hafen, der durch Inseln gebildet wird, wo wir, gegen See und Wind gedeckt, uns vor Anker legten. Bald kamen viele Einwohner in ihres Kanots zu uns, und brachten uns viele Fische, besondern Lachse und Forellen, auch Krebse, Austern, Zwiebeln und wilde Beeren. Sie wohnen in einem großen Dorfe auf

dem Gipfel eines hohen Berges. Wir nannten den Hafen Effingham.«

»Kapitain Barklay hatte diesen Sund Barklay-Sund genannt. Er ist sehr groß, hat viele zerstreute waldigte Inseln, und am festen Lande (das ist die Vancouvers-Insel) liegen große Dörfer. Lachse fangen die Einwohner in Menge, bereiten sie zum Aufbewahren und heben sie als einen Hauptartikel ihres Wintervorraths auf. Der Hafen kann 100 Schiffe fassen und sie alle gegen Stürme sichern. Wir erhandelten viele schöne Seeotterfelle, und einen großen Vorrath von Fischen, Lachse, Häringe, Kabljau, Forellen und Seebrassen. Man brachte uns auch viele Gemüsekräuter und viele Früchte der Wälder, besonders eine Art Johannisbeeren, die auf ziemlich hohen Bäumen wachsen. Der Barklay-Sund ist nicht so weitläufig als der Nutka-Sund, hat aber doch viele sichere Ankerplätze. Die Küste ist überall mit Schiffbauholz reichlich bewachsen und könnte die schönsten Maste und Segelstangen liefern.«

In der Gegend von Nutka sind mehrere Häfen, in welchen die größten Linienschiffe sicher liegen können, und weil die Ufer steil sind, die See aber auch in der Nähe derselben sehr tief ist, so ist die Schiffahrt gar nicht gefährlich.«

»Die häufigsten Bäume in den Wäldern sind die weiße und schwarze Sprossentanne, (Pinus canad. von der das gesunde und wohlschmeckende Sprossenbier gebraut wird). Die Fichte und Cypresse, nebst vielen anderen, die wir gar nicht kannten, die aber zum Schiffbau tauglich sind. Viele haben ein so festes Holz, daß man es kaum zerhauen kann. Wilde Erdbeeren gibt es genug in den Wäldern und auf

den felsigten Inseln, auch schwarze Johannisbeeren und Stachelbeeren. Eine Art von Himbeeren hat den allerlieblichsten Geschmack und wächst auf einem höhern Strauch als die europäische und hat keine Dornen. Die Frucht ist so zart, daß sie ein Regen vom Stengel schwemmen kann. Auf hohen Bäumen wächst eine andere Frucht, die den Johannisbeeren ähnlich und die Lieblingsspeise der Eingebornen ist. Sie wird im Juli und August gesammelt, so wie eine Art von rothen und weisen Brombeeren, die größer und wohlschmeckender als die unsrigen sind. Die Matrosen aßen täglich einen aus Beeren zubereiteten Pudding, und wir machten auch einige mit Zucker ein, die uns auf der See sehr wohl bekamen. Wilde Zwiebeln und andere eßbare Wurzeln wachsen überall in Menge. Wilde Rosen erfüllen die Luft der Wälder mit ihren Wohlgerüchen. Ein Kräuterkenner würde hier die schönste Gelegenheit haben, seine Kenntniß mit vielen neuen Pflanzen zu bereichern.«

»Die See hat einen Ueberfluß an allerlei Thieren. Häringe und Sardinen kommen im Frühjahre in ungeheuren Zügen an diese Küsten. Die letztere wird in unbeschreiblicher Menge gefangen. Lachse, nicht so häufig, sind von dem vortrefflichsten Geschmack.«

»Von dem Geschlechte der kriechenden Thiere sieht man hier nur kleine braune Schlangen, die bei dem geringsten Geräusche entfliehen. Man kann also hier sicherer als in Ost-Amerika spazieren gehen, wo diese giftigen Thiere so gefährlich sind.«

Von der Moskitoplage bemerkt Vancouver, daß sie an der Nordwest-Küste nicht lästig sei, und Meares: daß sie nur den Indianern lästig seien.

Den hohen Norden der Nordwest-Küste haben die Russen eingenommen, und, obgleich ihrer an der ganzen Küste nur einige Hundert sind, haben sie doch auf eine ihrer so würdige Art gehauf't, daß weite Landstriche entvölkert sind, und daß viele Stämme, besonders die schwachen Aleuten, ihre viehisch behandelten Sklaven geworden sind. Auch in diesem hohen Norden sind schöne Gegenden mit kräftiger Vegetation, z. B. Norfolk-Sund im 57. Grad *).

Südlich vom 42. Grade liegen die kalifornischen Länder, wo die Spanier einst einige Küstenpunkte besetzt hatten, und welche jetzt zum mexikanischen Gebiete gerechnet werden. Die Zahl ihrer weißen Bewohner ist fast Null, es sind aber einige Niederlassungen daselbst, in welchen die Indianer von spanischen Priestern zusammengehalten wurden, von denen aber nur noch wenige vorhanden sind.

Der Kapitain Bonneville sendete im Sommer 1833 eine Abtheilung seiner Mannschaft südwestlich, um den großen Salzsee und die südlicheren Länder zu erforschen. Sie kamen in öde Sandwüsten, waren dem Verschmachten nahe, und wendeten sich, nachdem sie zur Lust eine empörende Metzelei unter den scheuen Eingebornen angestellt, gegen die letzte Gebirgsreihe im Westen. (Cap. 33). Drei und zwanzig Tage irrten sie in diesen Gebirgen umher, dessen Spitzen und Rücken an vielen Orten mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Leiden der Reisenden in diesen rauhen Gebirgen stiegen aufs Höchste, sie waren nahe am Verhungern, bis sie endlich durch selbige durchdrangen, und hinab auf die Ebene von Neu-Kalifor-

*) Portlocks und Dixons Reise in 4. Berlin 99.

nien kamen, eine fruchtbare Region, die sich voller herrlicher Wälder, grünender Savannen und Prärien, die das Ansehn von prachtvollen Parken haben, längs der Küste hin erstreckt. Von hier schlugen sie ihre Richtung nach Süden ein, kamen an zahlreichen kleinen Landen von Eingebornen vorüber, die sich an verschiedenen Strömen befanden, und langten endlich in dem spanischen Dorfe und Posten Monterey an. Dies ist ein kleiner, ohngefähr 37° gelegener Ort von 200 Häusern. Er hat eine geräumige Bucht mit ziemlichem Ankergrunde. Das ihn umgebende Land ist außerordentlich fruchtbar, vorzüglich in den Thälern. Je weiter man in das Innere dringt, desto tragbarer ist der Boden, und das Klima wird als ein ewiger Frühling beschrieben. In der That wird ganz Kalifornien, das sich längs des stillen Ozeans von 19° 30′ bis 42° N. B. hinzieht, als eine der schönsten und fruchtbarsten Regionen Nordamerika's beschrieben.

Ober-Kalifornien erstreckt sich vom 31° 10′ bis 42° N. B. an den stillen Ozean hin, bis zu der großen Kette der schneebedeckten Gebirge, welche es von den Sand-Ebenen des Innern trennt. Die Missionen in dieser Provinz erstrecken ihren Schutz über ohngefähr 35,000 indianische Bekehrte, die auf den Ländereien um die Missionsanstalten wohnen. Jede dieser Anstalten besitzt 15 Quadratmeilen Land, das in kleine Parcellen vertheilt ist. Viele liegen im Innern, von dem guten Willen der Eingebornen abhängig, der ihnen nie abgeht. Oliven und Trauben werden in den Missionen gezogen. Pferde und Hornvieh sind im Ueberfluß vorhanden. Die ersteren können um den Preis von 3—5 Dollars erkauft werden, sind aber von einer geringen

Zucht. Maulthiere, die hier sehr groß und schätzbar sind, kosten 7—bis 10 Dollars. Es liegen verschiedene vortreffliche Häfen längs der Küste: S. Diego, S. Barbare, Monterey, die Bai von S. Franzisko und der nördliche Hafen Bodega. Der Hafen von S. Franzisko ist zu gut bekannt, um eines weitläuftigen Berichtes über diesen Platz zu bedürfen. Die Einfahrt von der See ist 67 Faden tief, und im Innern können ganze Flotten mit vollkommener Sicherheit vor Ancker liegen. Zwei große Flüsse, die in dem Gebirge 2 oder 300 Meilen östlich entspringen und durch ein Land strömen, das unübertrefflich an Boden und Klima ist, ergießen sich in diesen Hafen. Das umliegende Land liefert äußerst schönes Bauholz für Schiffe. Dieser herrliche Hafen vereinigt mit einem Worte Vortheile, die ihn nicht allein zu einer Niederlage von Schiffbau-Materialien befähigen, sondern ihn fast zum Haupt-Militairposten dieser Gewässer eignen.

Neuerdings sind diese Gegenden sowohl von den Russen als von den Engländern aufgenommen worden, und wir zweifeln nicht, daß der Tag nicht mehr fern ist, wo man finden wird, daß dieses vernachlässigte und bis zu neuern Zeiten fast unbekannte Land Quellen des Reichthums besitzt, die hinlänglich sind, ein mächtiges und blühendes Reich zu erhalten. Seine Einwohner kennen seinen Reichthum nur zu wenig, sie haben nicht Unternehmungsgeist genug, sich mit dem weiten Innern bekannt zu machen, noch besitzen sie die Kunst und Industrie, die fruchtbaren Striche gehörig anzubauen, die längs der Küste liegen, oder den Fremd-

handel zu verfolgen, der alle Hülfsquellen eines Landes in vortheilhafte Bewegung setzt.

Die wandernde Biberfängerbande wurde zu Monterey gut aufgenommen, die Einwohner wünschten sie bei sich zu behalten, und boten jenen, die sich auf mechanische Künste verstanden, einen außerordentlich hohen Lohn an. Wenn sie auf das Land gingen, so wurden sie von den Priestern der Missionen ebenfalls freundschaftlich bewirthet, da diese gegen Fremde immer gastfreundlich sind, von welchem Range oder welcher Religion sie auch sein mögen. Sie litten keinen Mangel an Lebensmitteln, da ihnen erlaubt wurde, so viel von den großen Heerden des auf dem Lande weidenden Hornviehes zu tödten, als sie wollten, unter der Bedingung jedoch, daß sie die Häute den Eigenthümern ablieferten. Sie vergaßen aber auch bei diesem Wohlleben ihre Verpflichtung gegen Bonneville und kamen endlich wieder an ihren Sammelplatz im Felsengebirge, ohne den geringsten Vortheil für ihn.«

Fügen wir noch Vancouvers Besuch des Franziskohafens III. B. 1s Cap. hinzu: »Die Mannschaft des Presidio S. Franzisko bestand aus 35 Mann. Dabei lag die Mission. Die nächste Niederlassung ist die von S. Clara.

Während der Nacht vom 20. November hatten wir einen starken S. W. Wind und viel Regen, da es aber am Morgen wieder heiter wurde, so traten wir unsere Reise nach S. Clara an. Unser Weg war mit der Seeküste gleichlaufend, zwischen uns und dem Ufer breitete sich die Gebirgskette nach S. O. aus. Die Gipfel und Abhänge der Berge bekamen ein fruchtbareres Ansehn und waren hin und

wieder mit jungem Gehölze bewachsen, mit abwechselnden grünen Plätzen. Die Ebene, über welche wir eilten, erstreckte sich von dem Fuße der Gebirge bis zum Ufer des Hafens, und je weiter wir kamen, desto mehr nahmen die stachelblättrigen Eichen, Ahorne, Roßkastanien und Weiden an Höhe und Umfang zu; auch standen hie und da englische Zwergeichen. Auf dem ganzen Wege, der doch 18 Meilen beträgt, war kein einziges Haus zu erblicken. Nach dem wir 23 englische Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir auf einen reizenden grünen Platz, der am Fuße eines kleinen Hügels lag, vom Gehölze eingeschlossen und von einem Bache durchschnitten war. Hier ruhten wir aus und erquickten uns am Ufer des murmelnden Baches durch Erfrischungen. Es wurde uns sehr schwer, einen so reizenden Aufenthalt zu verlassen, der noch durch die Heiterkeit des Wetters an Schönheit gewann.

Bald darauf zeigte sich uns ein Park, der 20 englische Meilen im Umfang hatte, und mit Eichen dicht besetzt war, die frei von allem Unterholze, das sorgfältig weggeschafft zu sein schien, majestätisch emporragten. Der Boden war üppig mit weichem Grase und Pflanzen bedeckt; sanfte Erhöhungen und liebliche Thäler wechselten angenehm mit einander ab. Eine Reihe rayher steiler Berge begrenzte die Aussicht und es bedurfte Nichts als reinlicher Wohnungen eines arbeitsamen Volkes, um ein Ganzes hervorzubringen, das mit der vollkommensten und geschmackvollsten Anlage gewetteifert haben würde. Am schönsten machte sich die Gegend vom Hafen aus, von wo das Land sein Wasser erhält. Der Weg war wegen der vielen Fuchs- und

Kaninchenbaue und Ratzenhöhlen etwas unbequem, doch gingen unsere Pferde so sicher, daß wir keiner Gefahr ausgesetzt waren, obgleich wir sehr scharf ritten. Von dieser parkähnlichen Gegend kamen wir auf eine offene Wiese, und bald darauf auf Moorland, wo die Pferde 6 Meilen weit bis an die Knie im Wasser waten mußten, und wir nur langsam aus der Stelle kamen. Gegend Abend bekamen wir besseren Boden und kurz vor Einbruch der Nacht erreichten wir S. Klara. Der Ort liegt mitten in einer weiten fruchtbaren Ebene auf einem vortrefflichen schwarzen fetten Boden, den ich noch nie so schön in Amerika gesehen hatte.

Sie bauen Waitzen, Mais, Erbsen und Bohnen, letztere in großer Mannichfaltigkeit, und alles in größerem Ueberflusse als sie zur Nahrung bedürfen. Sie hatten von diesen Früchten, die vortrefflich in ihrer Art sind, viele 1000 Scheffel in ihren Magazinen, die alle ohne Dünger gebaut und doch vortrefflich waren. Vermittelst eines schlecht eingerichteten Pfluges, der von Ochsen gezogen wird, arbeiten sie die Erde einmal oberflächlich durch und ebenen sie dann mit der Egge. Im November und December wird der Waitzen in Furchen ausgesäet, oder auch auf die ebene Oberfläche ausgestreut, und alsdann untergeegget. Hierin besteht ihr ganzes Ackerbausystem, das ihnen jedesmal im Julius oder August eine reichliche Erndte verschafft. Der Bau des Mais, der Bohnen und Erbsen kostet ihnen nicht mehrere Mühe; sie säen sie im Frühjahr aus, und bekommen, so wie von Hanf oder Flachs, eine einträgliche Erndte. Der Waitzen bringt ihnen im allgemeinen 30 mal die Aussaat

ein, weniger als 25 mal nie, obgleich die Art des Dreschens, welches unter freiem Himmel von Ochsen verrichtet wird, so schlecht ist, daß außerordentlich viel dabei verloren geht. Das übrige Getraide und die Hülsenfrüchte geben einen eben so reichlichen Ertrag. Die Feldarbeiten werden unter unmittelbarer Aufsicht der Geistlichen von Eingebornen verrichtet.

Außer einigen Morgen Pflugland war nahe bei der Mission ein kleiner Garten, der verschiedene Früchte im Ueberfluß hervorbrachte, aber der, wie der zu S. Franzisko, für die Bedürfnisse der Missionaire nebst ihrer Mannschaft zu klein zu sein scheint. Hier waren Pfirschen, Aprikosen, Aepfel, Birnen, Feigen und Weinstöcke gepflanzt, die alle, ausgenommen die letzten, sehr vielversprechend aussahen. Daß der Wein nicht geräth, liegt an der Unkunde, ihn zu bauen, denn der Boden und das Klima sind diesem Gewächs sehr günstig. Die Eiche scheint, als Bauholz betrachtet, der vorzüglichste Baum zu sein. Ein Baum der nicht weit von der Niederlassung stand, hatte 15 Fuß im Umfange, und war verhältnißmäßig hoch, und doch hielten ihn die Paters für keinen besonders starken Baum. Ulmen, Eschen, Buchen, Birken und verschiedene Tannen-Arten wuchsen in den innern höhern Gegenden des Landes in großer Menge und Schönheit.

Das Wetter war während unserer ganzen Reise ununterbrochen schön und wir kamen wohlbehalten wieder am Bord an.«

S. Franzisko ist die nördlichste europäische Niederlassung an der ganzen Nord-Westküste, wenn man die Posten der Hudsonsbay-Gesellschaft und die der Russen ausnimmt.

welche sich auch im Hafen Bodego, etwa einen Grad nördlich von S. Franzisko, festgesetzt haben. Die Amerikaner, vertrieben aus dem Kolumbialand, sollen sich in Oberkalifornien festzusetzen beginnen, welches aber sehr zweifelhaft ist.

Unterkalifornien bildet die 700 Meilen lange Halbinsel, die von einem öden Gebirge durchzogen wird. Sie hat nach Irwing viele Sand-Ebenen, deren einzige Spur von Vegetation der cylindrische Kaktus ist, der in den Spalten der Felsen wächst. Wo sich jedoch Wasser und tragbarer Boden befindet, da wachsen die herrlichen Gewächse der tropischen Länder in üppiger Fülle. Man findet das Zukkerrohr und die Indigopflanze von größter Vollkommenheit. »Hier blüht die Olive, die Feige, die Dattel, die Pomeranze, die Zitrone, der Granatapfel und andere Früchte, die dem üppigen Klima des Südens angehören, und Trauben sind hier im Ueberfluß, die einen vortrefflichen Wein geben. In dem Innern findet man Salz-Ebenen; Silberminen und einige wenige Goldadern sollen ebenfalls vorhanden sein, und Perlen von dem schönsten Wasser werden an der Küste gefischt.«

Einst hatten die Jesuiten die Eingebornen in zahlreichen Missionen zusammengesperrt; davon sind nur noch zwei, und von den Indianern nur ein kleiner Rest noch vorhanden.

Von dem alten Jesuiten Picolo findet sich eine Schilderung Kaliforniens in den: Memoires géographiques et c. Yverdon. T. 3, wo es als ein sehr fruchtbares Land mit vollkommen gesundem Himmel beschrieben wird. Es ist wohlbewässert und die Flüsse sind sehr fischreich. Alle Bäume, Früchte, Getraide und Gemüse gedeihen aufs beste, aber es

ist ein wenig Geschicklichkeit nöthig, um das Wasser zu benützen zu wissen. Vierzehn Arten Getraide, den Eingebornen zur Nahrung dienend, wachsen wild, nnd manche Früchte reifen dreimal des Jahres. Sogar an einem Manna soll es dem Lande nicht fehlen, das an den Blättern des Röhrigts gefunden wird und statt des Zuckers dient.

Die klimatischen Erscheinungen der nordamerikanischen Westküste sind im Ganzen den europäischen und zugleich denen der südamerikanischen Westküste ähnlich; während das Klima des östlich von den Felsengebirgen liegenden Landes damit nicht verglichen werden kann. Nach der mittleren Temperatur, hauptsächlich aber nach den viel sicherern Erscheinungen der Pflanzenverbreitung, sind die Länder der Nord-Westküste um mehr als 10 Breitengrade milder als das östliche Nord-Amerika. Der Herzog von Württemberg spricht sich so darüber aus, p. 287: »Die Spitze (am Missuri) auf der ich mich befand, lag nach meiner Berechnung unter dem 40° 38′ N. B. und demzufolge der Breite nach in demselben Meridian wie die Hauptstädte der wärmsten Länder Europas, nämlich Neapel, Konstantinopel und Madrid. Doch wie auffallend ist hier die Verschiedenheit der Temperatur gegen die nämlichen Breitengrade Europa's! Während die Sommer am mittlern Missuri dem brennenden Klima Egyptens sich nähern, (mittlere Temperatur beider 26—27° + R.) gleichen die Winter denen Moskau's, indem der Missuri oft vom November bis März mit einer sechs Fuß dicken Eisrinde und 4—6 Fuß hohem Schnee bedeckt ist. Dieses abwechselnde Klima der nördlichen Hälfte des

nordamerikanischen Festlandes erstreckt sich durchgehends bis zum 28. Breitengrade, unter den natürlichen Abstufungen der Klimate im auffallendsten Verhältniß in allen östlichen von den Kordilleren liegenden Ländern, dagegen die westlich liegenden sich einer geregelteren Ordnung der meteorologischen Stufenfolge erfreuen. Als Beispiel führe ich nur folgende an: Die Mündung des Kolumbia, (46° nördl. Breite) das Dorf der Rikaras und Quebeck liegen beinahe unter der nämlichen Breite; während die Winter an dem Kolumbia denen des südlichen Deutschlands gleichen, erstarren beide letztere Gegenden von einer kaum in Königsberg oder Moskau gewöhnlichen Kälte. Das Presidio de S. Franzisko, S. Louis und Washington sind sämmtlich zwischen dem 38—39 Breitengrade gelegen. Während nun am ersteren Orte Orangen und Feigen gut gedeihen, bedecken dichte Eismassen im Januar und Februar den Missisippi und Potomak. Zu S. Ildefonso in der Provinz Sonona in Meriko wachsen an der Küste des Meeres von Cortes (des kalifornischen Busens) die Gewächse der tropischen Zone; dagegen zwischen dem 29—30 Breitengrade in Neu-Orleans und S. Agustin von Ostflorida der Thermometer in meiner Gegenwart auf 6 Grad R. unter den Gefrierpunkt gefallen ist und armsdicke Eiszapfen an Bord der Schiffe in den Tauen hingen.«

Der Himmel der Nord-Westküste ist nicht allein milder, weil sie bis unter die hohen Breitengrade von Fröften verschont bleibt, sondern auch, weil nie eine solche erstickende Hitze dort herrscht, wie im Osten. An der Kolumbia-Mündung stieg das Fahrenh. Thermometer nie über 80 Grad,

und man machte die Bemerkung, daß man das ganze Jahr hindurch einerlei Kleidung tragen könne *). Selbst in Kalifornien wird die Hitze nie drückend.

Die Winter sind an der ganzen Westküste der neuen Welt, in Chile wie im Kolumbialand, mehr regnerisch als kalt, weil dann die herrschenden Winde aus dem warmen Erdstrich kommen; in Chile aus Norden und an der Nord-Westküste aus Süden und besonders aus Süd-Ost. So ist selbst unter 50° im Nutkasund die Kälte nicht mächtig genug, eine stehende Eisrinde über das Wasser zu legen **). Doch friert und schneiet es zuweilen an der Kolumbia-Mündung, wie es die Expedition unter Lewis und Clarke fand ***), doch nur einmal an einigen Tagen des Januars. Es müßte schon von selbst einleuchten, daß eine so mächtige Küstengebirgskette einen bedeutenden Unterschied in der Witterung der Küstenlandschaft und des Innern bedingen muß. Namentlich können hier die winterlichen Regen nicht so anhaltend sein. Wir finden, daß die Reisenden Astors, als sie am Ende des Januars 1812 nach sechs mühevollen und gefährlichen Reisemonaten, seit der Abreise vom obern Missuri, endlich die Gewässer des Kolumbia etwas unter der Vereinigung seiner beiden großen Arme, des Lewis- und Clarke-Flusses, erreichten, das Wetter fortwährend gemäßigt fanden. Einen großen Theil der Zeit waren die Tage

*) Astoria, 39s Cap.

**) Vergl. Tagebuch einer Reise nach den vereinigten Staaten und der Nord-Westküste von J. Hülswitt, der sich mehrere Jahre dort aufhielt. 28. und Meares.

***) Bertuchs neue Bibliothek u. s. w. 2te Hälfte der 1. cent. 2. Bd.

entzückend mild und heiter, wie die schönen Tage des Oktobers an dem atlantischen Gestade *).

Die Sommer sind sehr heiter, doch fehlt es nie an Regen und Gewittern. Wenn aber auch der Himmel lange ohne Wolken bleibt, so erhält ein ungemein reichlicher Thau die Vegetation in ihrer vollen Frische. Dabei wird bemerkt, daß dieser Thau der Gesundheit nicht schade, wenn man auch oft unter freiem Himmel schlafe. Doch nimmt die Heiterkeit des Sommers, je näher man zum Wendekreise kommt, den Charakter nachtheiliger Dürre an, so daß im südlichen Kalifornien wie im nördlichen Chile, kein Anbau recht gedeiht ohne Bewässerung. Gewiß ist aber, daß in Kalifornien der Thau hinreichend ist, das Land vor dem öden, verbrannten Anblicke des nördlichen Chile's zu bewahren, welches nur während der winterlichen Regen ein grünes Ansehen gewinnt. Das günstigste Klima an der Nord-West-Küste ist demnach etwa unter dem 35ten und 50ten Grade.

Auch im höhern Norden ist der Himmel ähnlich dem europäischen, eben so milde, aber auch eben so neblig und feucht.

Ist nun im Ganzen das Klima der Nord-Westküste ähnlich dem europäischen und dem vielgerühmten chilenischen, so ist es doch unstreitig in manchen Einzelnheiten noch angenehmer, und wird es in noch höherm Grade mit zunehmender Kultur werden.

Unter solchem Himmel muß jeder Anbau auf das herrlichste gedeihen; und, was wenigstens eben so hoch anzu-

*) Astoria 37s Cap.

schlagen ist, ein solches mildes gleichförmiges Klima ist vollkommen gesund. Auch hat daran noch niemand gezweifelt, und nach vielen Berichten hielten die dortigen Europäer bei vollkommener Gesundheit eine Lebensart aus, die sie im Osten jedenfalls niedergeworfen hätte.

Die Vortheile, die uns bewegen müssen, einem Sitze an irgend einem Punkte der Nordwest-Küste den Vorzug vor den vereinigten Staaten zu geben, sind im Ganzen folgende: 1) die außerordentlich großen natürlichen Vorzüge jener Länder und ihres Himmels; 2) der dort noch befindliche unbesetzte Raum, welcher für den Einzelnen die Erwerbung der Unabhängigkeit und eines Grundeigenthums leicht macht; 3) die äußerst günstige Lage der Nordwest-Küste für den See- und Welthandel. Schon Vancouver spricht darüber: »Die Vortheile, welche durch die Aufrechthaltung eines gut eingerichteten Handels zwischen dieser Küste, Indien, China, Japan und andern Ländern zu erwarten stehen, können in der Folge bei einem vernünftigen Etablissement von großer Wichtigkeit für die Nation werden, die die Früchte eines solchen Handels zu erndten willens ist.« Diese Lage und die unmittelbare Verbindung mit dem Meere sichert dem Landbau und jeder Thätigkeit einen so vortheilhaften Absatz, und ist dort so frei von Konkurrenz, daß in dieser Hinsicht nur wenige Plätze der Welt mit der Nordwest-Küste verglichen werden können.

Sodann ist ein wichtiger Vortheil die Bequemlichkeit der Reise dahin, indem sie nur eine Seereise zu sein braucht. Wir wissen, wie dort überall sich die schönsten Häfen in unmittelbarer Berührung mit vortrefflichen Land-

strichen befinden, und wie die Schiffbarkeit des Kolumbia gestattet, mit demselben Schiffe, das die Reise über den Ozean gemacht, nach jedem Punkte seiner Ufer zu segeln auf 60 Meilen ins Land, und wie denselben Vortheil in noch größerer Mannigfaltigkeit und Ausdehnung die vielen Kanäle der Fukastraße und des Pugetsundes darbieten. Nicht allein unendlich bequemer und freier von den mannigfaltigen Plakkereien der amerikanischen Landreise ist die Seefahrt nach der Nordwest-Küste, sondern sie kann auch wohlfeiler gemacht werden, wovon wir unten reden werden.

So öffnet sich uns hier ein unermeßliches Gebiet. Was uns aber vor allem dahin rufen sollte, das ist die gewisse Wahrheit, daß wir hier mit Sicherheit den Keim eines neuen deutschen Lebens pflanzen können, und daß ein solcher dort Raum finden wird, sich auszubreiten und zu erstarken.

Einer näheren Erörterung über die Vorzüge einzelner Punkte an der Nordwest-Küste zur ersten Ansiedlung enthalten wir uns um so mehr, als wir noch ganz andere Länder zu besprechen haben, welche vielleicht in den Augen der Auswanderer den Vorzug vor der Nordwest-Küste erhalten, und von denen eins als der Schlüssel zur Nord-Westküste betrachtet werden kann.

Süd-Amerika.

Die Länder des Nordens der neuen Welt sind nicht die einzigen, die sich für unsern Zweck darbieten. Un-

serer Wahl steht noch mehr offen, und wir haben um den halben Weg näher die Länder der gemäßigten Himmelsstriche von Süd-Amerika. Ueber sie hat die Natur ihr Füllhorn ausgegossen. Sie sind ausgezeichnet vor allen Ländern der Welt durch ihren herrlichen, dem Gedeihen der Menschen und der Pflanzenwelt gleich günstigen, Himmel und durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens. Dieser Boden liegt noch in unberührter Kraft; verschwindend sind die Punkte, wo der Mensch seinen Anbau begonnen. Deßhalb übertrifft in materieller Hinsicht diese Länder kein anderes der Welt, keines bietet gleiche Vortheile dem deutschen Auswanderer. Aber die Frage über unser Verhältniß zur dortigen Bevölkerung ist von Wichtigkeit. Im größten Theile dieser Länder hat eine europäische Bevölkerung Fuß gefaßt, die, wenn sie auch nur aus Nachkommen von Spaniern und Portugiesen besteht, doch unserer Unabhängigkeit immerhin mehr Hinderniße in den Weg zu legen im Stande ist, als eine indianische Bevölkerung. Die Söhne der Portugiesen wohnen in Brasilien. Uruguay und die Provinzen des La Plata sind von den Spaniern besetzt. In der Nähe der Stadt Buenos-Ayres beginnt nach Süd und West hin das unbegrenzte und noch unbesetzte Gebiet von Patagonien, welches noch ganz offen und frei daliegt. Jene portugiesische sowohl als spanische Bevölkerung ist theils von solcher Beschaffenheit, theils ist ihre Zahl im Verhältniß zur Ausdehnung des Landes so äußerst gering, daß bei einer deutschen Einwanderung die Bildung eines selbstständigen deutschen Lebens über kurz oder lang nothwendig erfolgen muß, wenn auch nur ein Theil der deutschen Auswanderer sich

mit diesem Bewußtsein und dem guten Willen dazu in solcher Weise dahin wendet, daß sie nicht allzu zerstreut wohnen. Dieses Bewußtsein aber ist keineswegs unwichtig. Es überhebt, nebst der aus ihm entspringenden Hoffnung, jenes kleinlichen Mißmuths, der nur zu häufig ist, und der hauptsächlich durch die mannichfachen Unannehmlichkeiten verursacht wird, denen der Auswanderer unter fremden Völkern immer ausgesetzt ist. Alle südamerikanischen Europäer also, die Nachkommen der Spanier sowohl als der Portugiesen, die jetzt in verschiedenen, feindlich gegen einander gesinnten Republicken wohnen, sind in solchem Grade unwissend und so träge und unthätig, daß eine gewisse Anzahl deutscher Auswanderer in kurzer Zeit ein völliges Uebergewicht über dieselben erlangen muß. Sie können, schon wenn die Zahl der Deutschen ihnen nur gleich geworden ist, nicht mehr in Betracht kommen, geschweige, wenn die Zahl der Deutschen durch fortwährende Einwanderung die ihrige weit überwiegen sollte. Auch vermehren sie sich nicht, breiten sich nicht aus, ihre Staaten werden nicht mächtiger, wie das in so unerhörtem Grade bei den nordamerikanischen englischen Staaten der Fall ist. Der Zustand der südamerikanischen Staaten ist so, daß bei nicht ganz unpassender Lage eine deutsche Gemeinde ihre Unabhängigkeit in mancher Hinsicht, so weit sie will, behaupten könnte.

Mit einem Worte, das Schicksal von Texas muß sich in allen denjenigen Ländern wiederholen, wo die Deutschen sich hinwenden, und das um so schneller, als die Deutschen auch die Amerikaner übertreffen, wenn nicht an Thätigkeit, doch an Bildung.

Auch der einzelne deutsche Einwanderer hat in diesen südamerikanischen Staaten einen wichtigen Vortheil von dem Verhältniß zu jener so beschaffenen Bevölkerung. Er braucht nämlich nicht zu befürchten, unter einer Konkurrenz zu erliegen, wie er sie in den vereinigten Staaten, ärger als in der übervölkerten Heimath, antrifft. Er findet in Süd-Amerika nicht leicht in einer industriellen Unternehmung viele Nebenbuhler unter diesen elenden Leuten, die lieber im Elend schmachten, als mit Thätigkeit Etwas unternehmen.

Gehen wir nun zur Betrachtung der einzelnen Theile des großen Gebiets über, das auch im Süden der neuen Welt in reicher Mannichfaltigkeit sich öffnet.

Brasilien.

Süd-Amerika ist von einem unserer großen Geographen das Herzblatt der Natur genannt werden. Aber Brasilien ist seine Krone. Der Name des schönen Brasiliens hat noch immer bei uns einen guten Klang. Wie ein Paradies umfängt seine herrliche Natur den Sohn des armen Nordens. Wie kommt es nun, daß in dem wunderreichen Lande die Kraft so manches Deutschen gebrochen wurde, daß so mancher dort mit unerfüllten Hoffnungen sich in die Grube legte? Die Antwort wird im ganzen Folgenden liegen; vor Allem muß als eine ausgemachte Sache angesehen werden, daß der Deutsche in einem warmen Tropenlande nicht

gedeihen könne, am allerwenigsten, wenn zu der senkrechten Sonne noch andere hinderliche Verhältnisse hinzukommen.

Deshalb muß ein Unterschied gemacht werden zwischen dem Brasilien, das einen heißen, und dem, das einen gemäßigten Himmel hat.

Aus dem Süden streicht eine steile Gebirgskette längs der Küste durch Brasilien, und scheidet einen mehr oder weniger schmalen Küstensaum von dem höher liegenden Inneren, welches seine meisten Gewässer dem La Plata und Marannon zufließen läßt. Diese Küstenlandschaft ist nach der Maranon-Ebene der üppigste Theil des warmen Brasiliens. In ihr liegen die Schauplätze der mißlungenen deutschen Unternehmungen, welche im höhern und kühlern Inneren vielleicht, wenigstens von Seiten des Klimas, einen bessern Erfolg gehabt hätten.

Als Grenze zwischen dem gemäßigten, dem Deutschen zuträglichen, Klima und dem heißen, können wir an der Küste die Gegend der Insel S. Katharine annehmen. Diese Insel und von ihr südlich die Küstenlandschaft bis in die nördliche Breite des Patos-Sees vereinigt die ganze Fruchtbarkeit und Fülle der nördlicheren Gegenden mit einem gemäßigten Klima, welches eben so wenig von Frost wie von Hitze gedrückt wird, und welches durchaus gesund ist, so daß man auf jener Insel Kranke ankommen sieht, die bloß von der dortigen Luft ihre Genesung erwarten.

Im Inneren, hinter der Küstengebirgskette, liegt das Land hoch, so daß es bis über den südlichen Wendekreis hinauf ein gemäßigtes Klima hat. Dieses ist die Provinz S. Paul, welche anderthalb mal so groß als Deutschland ist, 17,500

□ Meilen, von denen nach Spix und Martius etwa 5000 aus Wald und 12,500 Geviertmeilen aus Wiesenland bestehen. Der dunkle Urwald des Küstenlandes bedeckt hier nicht mehr das ganze Land; er wechselt ab mit ausgedehnten Triften, welche ohne Zuthun des Menschen zahllose Heerden ernähren, obgleich sie sich in S. Paul noch nicht so vollständig dazu eignen, als weiter nach Süden. Es kann kein angenehmeres Klima geben als das von S. Paul. Es genießt alle Gleichmäßigkeit des Tropenhimmels ohne seine Hitze. Vielmehr fanden Spix und Martius (Th. I. p. 231) die mittlere Temperatur der Hauptstadt im Januar, wo die Sonne senkrecht über ihr steht, 15 — 18 ° R. und erfuhren von einem dortigen Deutschen, daß die mittlere Jahrestemperatur 22—23 ° des hunderttheiligen Thermometers betrage.

So ist also der Boden dieses schönen Landes, auf dem die köstlichste Frucht unserer Treibhäuser, die Ananas, große Strecken einnimmt, geeignet, fast alles hervorzubringen, was die heißen und die gemäßigten Himmelsstriche dem Menschen Nützliches oder Angenehmes erzeugen. Das große Land ist noch wenig bewohnt, denn es hat nicht viel über 200,000 Einwohner, die größtentheils in der Küstengegend und der Hauptstadt wohnen. Trotz aller dieser Vortheile kann S. Paul jetzt nicht als das beste Ziel deutscher Auswanderung angesehen werden, weil das Innere von der Küste durch das steile und hohe Gebirge abgeschnitten ist. Es gibt noch keine einzige fahrbare Straße über dieses Gebirge. Die Küste von S. Paul aber ist zu warm für deutsche Ansiedlungen. Es ist deshalb wahrscheinlicher, daß die Niederlas-

sungen eines industriellen Volkes, welche nicht ohne Verbindungslinie vorrücken, vom Uruguay und Parana her in dieses Land bringen werden, wenn die südlicheren Länder besetzt sein sollten.

Das südlichste Land von Brasilien, Rio grande, jetzt ein unabhängiger Staat, ist dasjenige Land, welches vor allen Ländern der Welt den deutschen Auswanderer einladet, wenn nicht eine bemittelte Gesellschaft in einem noch ganz unbesetzten Lande sogleich das neue Deutschland will erstehen lassen. In der Angabe über die Größe und Einwohnerzahl dieses Landes, welches Deutschland an Größe nicht viel nachgibt, findet sich eine große Verschiedenheit, welches daher kommen mag, daß es eine Zeitlang mit der jetzigen Republik Uruguay vereinigt war, und daß die Provinz der Uruguay-Missionen erst in neuerer Zeit dazugekommen ist. So scheint die Größen-Angabe der Frau Arsene Isabelle, (Ausland vom 20. Januar 1836) von 15,000 □ Lieues richtig zu sein, während die Einwohnerzahl von 160,000 für Rio grande und Uruguay zusammen noch zu groß ist. Unter diesen zählt sie 16,000 Deutsche, welche bloß auf Rio grande kommen, weil es in Uruguay noch keine namhafte Zahl derselben gibt. Nach Pinheiro *), einem Brasilier, der ein eignes Werk über Rio grande schrieb, war 1814 die Zahl der Weißen: 32,300, und der Sklaven 20,611. Diesemnach wären jetzt etwa halb so viele Deutsche schon dort als Portugiesen.

---

*) Vollständiges Handbuch der Erdbeschreibung von Gaspari, Hassel, Guts-Muths u. s. w. 19r Band.

Dieses Land, welches jetzt eine unabhängige Republick bildet, gehört auch seiner Lage und äußern Gestaltung nach nicht zu Brasilien. Die brasilische Küstengebirgskette wendet sich von S. Katharine herab um die Quellflüsse des Uruguay nach dem Innern, nur einen Zweig längs der Küste hinabsendend, der sich gegen den Patos-See hin verliert. Im Innern macht es die Wasserscheide zwischen den großen Lagunen des Rio grande und dem Uruguay, und verliert sich endlich im Staat Uruguay. Die Küste, ganz unähnlich der des nördlicheren Brasiliens, besteht aus Sanddünen; das Meer ist seicht, so daß sich kein Schiff der Küste nähern kann, ausgenommen in der Mündung des Patos-Sees, welche der große Fluß, Rio grande, genannt wird, von dem das ganze Land seinen Namen hat. Durch diese Mündung ergießen sich alle Gewässer des ganzen Landes in den atlantischen Ozean. An ihr, und zwar mitten in den Sand-Dünen, liegt die einzige Hafenstadt, ebenfalls genannt Rio grande. Die Schiffe, die sich dahin begeben wollen, dürfen nicht über 10 Fuß im Wasser gehen und sich nur mit Vorsicht dem Hafen nähern. Trotz dieser Unbequemlichkeit segeln die Schiffe von Rio grande schon nach Afrika, Europa und Nord-Amerika; das Land besitzt alle Schiffsbau-Materialien im Ueberfluß, welche mit großer Bequemlichkeit auf den Flüssen und Seen nach dem Hafen gebracht werden können. Sollte einst eine thätige und gebildete Bevölkerung das gesegnete Land beherrschen, so mag sie leicht so viel auf diesen einzigen Eingang wenden können, daß er für alle Arten von Schiffen fahrbar wird. Für jetzt ist der Nutzen dieser Lage gewiß größer als der Nachtheil, denn sie sichert

dem ganzen Lande seine Unabhängigkeit. Mag der junge Staat noch so schwach sein, es kann ihn die größte Macht nicht angreifen, denn kein Kriegsschiff ist im Stande, sich der Küste zu nähern. Der einzige Zugang also, der große Fluß, ist nur die Mündung des Patos-Sees. Dieses große Binnenmeer breitet sich von ihm weit nach Norden. Vom Ozean trennt es ein schmaler Strich Landes. Es ist nicht sehr tief, aber schiffbar. Von Süden her strömen die Gewässer des Sees oder der Lagune Mirim (die kleine) dem Patos-See zu. Halb liegt jene im Rio grande, halb im Gebiet von Uruguay, und längs derselben das ehemalige neutrale Land, welches weder von Spaniern noch Portugiesen besetzt werden durfte. Das Land um diese Seen und um die unzähligen hineinfallenden Flüsse ist, mit Ausnahme der sandigen Küste, höchst fruchtbar und bietet schöne Abwechslung von kleinen Wäldern und immergrünen Wiesen. Seidler *) spricht folgendermaßen von dem Städtchen Serrito an der Grenze von Uruguay und der Lagune Mirim: »Die Umgegend ist, wie man dies in Brasilien so häufig trifft; malerisch und im höchsten Grade barrok romantisch schön. Unzählige, sanft aufschießende Hügel, von waldumkränzten Bächen und frühlingsgrünen Gebüschen durchschnitten, umgeben die kleine, dicht an dem schönen Flusse Jaguerao gelegene Stadt, und so hat man hier alles, was eine Landschaft reizend und interessant macht, Wald, Wasser, Berg, Thal und dunkelblauen Himmel. Auf einem kleinen Ausfluge kamen wir an eine Fazenda, deren Besitzer, Don Francisco, uns in seinen

*) Zehn Jahre in Brasilien. 1835.

Garten führte, wo ich zu meinem Erstaunen eine völlig auf europäische Art angelegte Anpflanzung der schönsten Obstbäume fand. Darauf führte er uns mit Zuvorkommenheit zu einem großen Beet Erdbeeren. Alsdann zeigte er uns ein großes Waitzenfeld, mehrere Alleen süßer Kastanien, Wallnüsse, Orangen, Feigen u. dgl. m., lauter seltene Erscheinungen, aber ein sicherer Beweis, daß in diesen Gegenden schon alle europäischen Früchte und Gemüse herrlich gedeihen, wenn nur die große Trägheit und Dummheit der Brasilier den Anbau derselben zuließen und, wenn auch nur mittelmäßig, beförderten.«

Von Rio grande aus kann man sich auf Böten bequem nach allen Theilen des großen Landes begeben. Um nach der Hauptstadt, welche ihren Namen, freundlicher Hafen, Porto alegre, mit vollem Rechte führt, zu gelangen, segelt man längs auf dem Patos-See nach Norden, in den nordwestlichen Busen desselben, welcher Lagune Viamaô genannt wird. Hier liegt sie der Mündung des großen Stromes Jacuy gegenüber. Wir wollen über dieselbe und die Hauptniederlassung unserer Landsleute einen Augenzeugen, Arsene Isabelle *) reden lassen: »Hier sind wir nun in der kleinen Hauptstadt einer großen Provinz Brasiliens. Welch' ein Himmel und welche Gegend! Es ist der Himmel Italiens, es sind die fruchtbaren Landschaften der Provence! Fünf Flüsse, die hier ihr reichliches Wasser zum Rio grande do Sul vereinen, bilden der Stadt gegenüber ein ungeheures

*) Ausland v. 29. Jan. 1836 und: Welt-Gemälde-Gallerie. Brasilien von F. Denys. Stuttgart 1837.

Bassin, übersäet von waldigen und mit ländlichen Hütten besetzten Inseln.«

»Wollt ihr ein Schauspiel genießen, wie selbst die große Oper es kaum zu geben vermag? Geht nach dem höchsten Punkte des Hügels, auf den Hauptplatz, so habt ihr im Norden, (welches, wie bekannt, die Mittagsgegend der südlichen Hemisphäre ist), die schräg am Berge sich hinaufziehende Stadt, die Rhede, von Schiffen bedeckt, die Inseln und den Schlangenlauf der fünf Flüsse, welche zusammen einer ausgebreiteten Hand mit fünf Fingern gleichen, ferner die Lusthäuser, welche in einem Halbkreise sich an dem schattigen Ufer der Bai erheben, die buschigen Thäler, die an den nordöstlichen Hügeln sich hinziehen; den Vargem, oder die Ebene vor der Stadt, mit ihren Gärten, ihren Orangen-, Bananen-, Palmen-, Cactuspflanzungen, umgeben von dichten Hecken gelber, rother, violeter oder weißer Mimosen, die fast immer in Blüthe stehen; und weiterhin am Süd-Ende dieser Ebene, niedliche Landhäuser, malerisch am Abhange der fernen Hügel hingereiht.«

»Wählt man zum Genusse dieser köstlichen Aussicht einen jener schönen Tage, die so gewöhnlich sind unter diesem herrlichen Himmelsstriche, eine ruhige Luft und die Stunde, da der Westwind seine Sieste hält, und die Wasserfläche einem unermeßlichen Spiegel gleicht, so erblickt man ein lebendiges Panorama, wie kein Maler es darzustellen im Stande wäre. Alles erscheint doppelt im Widerscheine des Wassers; die Inseln und ihr Vieh, die Häuser sammt ihren Gärten, die Schiffe mit ihren Segeln und eine Menge prächtiger buntgemalter Gondeln, welche in den fünf Flüs-

sen hin- und herfahren. In weiter Ferne endlich, am nördlichen Horizonte, erhebt sich das Gebirge Serragrande, halb in die Nebel der Atmosphäre gehüllt. Das Beste ist, daß man in Porto alegre nicht bloß einer schönen Aussicht, sondern auch einer guten Gesundheit genießt. Kein Klima ist den Europäern zuträglicher; man hat hier Nichts von der erstickenden Hitze Rio Janeiro's, und auch Nichts von den Pelvaderas und den kalten Nächten in Buenos-Ayres zu leiden; die Luft ist milde, balsamisch, rein und gesund. Aerzte machen deshalb auch kein Glück hier, und die Apotheker finden nicht in Arzeneien, sondern in Bereitung wohlriechender Essenzen ihr Auskommen.«

»Im Jahr 1834 schätzte man die Gesammtbevölkerung auf 160,000 Einwohner, wovon ein Zehntheil Deutsche sind, deren die neue Kolonie S. Leopoldo allein 8000 zählt. Allerdings befinden sich auch Auswanderer anderer Nationen darunter. Diese Kolonie hat durch ihren Fleiß, ihre Kenntnisse und Ordnungsliebe schon einen so großen Einfluß auf das Land gehabt, daß man dasselbe gegen die Zeit von 10 Jahren nicht mehr kennt.«

»Wie sich auch die politische Zukunft dieser Provinz gestalten möge, welche eine Partei Föderativer enthalten soll, so viel ist gewiß, daß sie ein Element wahren Glückes enthält, das man in den andern Provinzen vergeblich suchen dürfte. Begünstigt durch das herrliche Klima und die Beschaffenheit des Bodens hat die deutsche Kolonie, die sich hier ansiedelte, wider alles Erwarten glückliche Fortschritte gemacht, und kann den brasilischen Kolonisten, wie diese zu ihrem eigenen Verdrusse gestehen müssen, als Muster in

Ackerbau und in Gewerben dienen. Sieben Meilen von Portoalegre, wenn man die Reise zu Lande, und zwanzig Meilen, wenn man die Reise auf einem der fünf Flüsse zu Schiffe machen will, liegt Arrayal de San Leopoldo, auch la Feitoria, die Faktorei, genannt.«

»Ich schiffte mich zu Porto alegre auf dem ziemlich tiefen und sehr gekrümmten Rio dos Sinos ein, der, wie der Jacuy und andere Zuflüsse des Rio grande, in einem Bette von Sand und Schlamm läuft, dessen Ufer so niedrig sind, daß sie stets überschwemmt scheinen. Doch sind sie hie und da bewohnt und bebaut, aber man baut die Häuser auf Pfosten oder einen Rost von 5 bis 6 Fuß Höhe. Die eigenthümlich gebauten Dächer geben den Häusern das Ansehn chinesischer Pavillons. Nachdem wir die ganze Nacht gerudert hatten, hielten wir an den tres portos, was nichts Anderes ist, als drei mitten im Walde, wo das Ufer etwas höher ist, gelichtete Stellen. Hier ist man schon in der deutschen Kolonie, und nach der Stadt S. Leopoldo hat man zu Lande nur noch zwei Stunden Wegs, während man auf dem Flusse den ganzen Tag brauchen würde. Wir zogen den Landweg vor, wo Berge, Thäler, Wälder, Wiesen, deutsche Bauerhäuser und bebaute Felder angenehm abwechseln. Gut angelegte Wege durchkreuzen sich allenthalben und bringen die verschiedenen Punkte der Kolonie mit einander in Verbindung; bei einer Wendung des Hohlwegs erblickt man mit Einem mal die Stadt S. Leopoldo in einer niedern, etwa zwei Meilen im Umfang haltenden, Ebene. Man sollte sich in Deutschland glauben. Beim Anblick dieser europäischen Bevölkerung, deren Fleiß und Sorgsamkeit

gegen die träge Nachlässigkeit der Brasilier so sehr absticht, konnte ich mich eines Gefühls der Bewunderung nicht enthalten. S. Leopoldo liegt am linken Ufer des Rio dos Sinos. Waldbedeckte Bergzüge umgeben das Thal, und die Deutschen haben mit großer Schwierigkeit herrliche Wege hinübergeführt. Bei der Anlage des Orts hat man mehr die Handelsbequemlichkeit als die öffentliche Gesundheit zu Rathe gezogen, denn das Land ist beim geringsten Regen ein Sumpf. Aber die Kolonisten sind eifrig beschäftigt, den Boden zu erhöhen und den Ablauf des Wassers zu befördern.«

»Zu S. Leopoldo finden sich etwa 150 Häuser, theils von Holz, theils von Backsteinen, mit einer Bevölkerung von 1000 Seelen, meist deutsche Handwerker, und nur unter den Kaufleuten und Gastwirthen finden sich auch Fremde; einige französische Kaufleute haben sich hier niedergelassen.«

»Das eigentliche, der deutschen Kolonie angewiesene, Gebiet beträgt höchstens 15 Quadratmeilen, aber sie kann sich noch weiter gegen Norden über das Gebirge hinaus ausbreiten, weil ihr hier keine andere Grenzen gesetzt sind, als die der Provinz.«

»Die deutschen Kolonisten haben sich glücklich in die verschiedenen Beschäftigungen des Lebens getheilt. Während eine große Zahl derselben sich mit Ackerbau, Urbarmachung des Bodens, Viehzucht u. s. w. beschäftigt, treiben Andere, denen einiges Kapital zu Gebote steht, verschiedene Gewerbe, als Gerberei, Branntweinbrennerei, Fällung und Bearbeitung des trefflichen Holzes in den benachbarten Wäldern, Ziegelbrennerei, Töpferei ꝛc.«

»Ueber diesen Geschäften aber, an die sie von Europa her gewöhnt sind, versäumen sie auch den Anbau und Handel mit Kolonialwaaren nicht, wozu sich ihnen in Porto alegre ein bedeutender Markt darbietet.«

»Es gehen wirklich in S. Leopoldo seltsame Veränderungen vor; Ländereien, die vorher von den Brasiliern verachtet waren, und welche auf deutschem Gebiete liegen, werden ihren jetzigen Eigenthümern theuer bezahlt. Diesen fehlt es nicht an Land, und mit dem erlösten Gelde hoffen sie noch bedeutendere Niederlassungen gründen zu können.

»Schon hat sich eine Gesellschaft Aktionäre zum Bau einer Brücke über den Rio dos Sinos zusammengefunden. Schon spricht man von Aufführung öffentlicher Gebäude, von Anlegung neuer Straßen, vom Bau eines Dampfbootes und von anderen Unternehmungen, durch welche Industrie und Handel, die wahren Quellen des Reichthums und der Civilisation, unterstützt werden sollen. In der That, man kann sich gegenwärtig bei der Uebervölkerung, die in Europa herrscht, und bei der moralischen Schlaffheit, die auf allen Klassen der Gesellschaft lastet, nicht genug Glück wünschen, daß Niederlassungen, wie die vorhin beschriebenen, sich gleichsam von selbst bilden, und eine Aussicht auf große Auswanderungen nach diesem Theile Süd-Amerika's eröffnen.

»Die Provinz Rio grande ist jetzt Brasilien unentbehrlich, denn sie allein kann es mit Fleisch, Seife, Leder, Pferden, Maulthieren, Mais, und selbst mit Getraide versorgen, während sie nöthigenfalls die andern Provinzen entbehren kann, da ihr Anbau von Reis, Maniok, Baumwolle, Zucker u. dgl. zu ihrem Verbrauche hinreicht.

Wenige Länder in der Welt sind so gut bewässert und so fruchtbar, wie die Provinz Rio grande, nur Uruguay, (die Banda oriental) läßt sich mit ihr vergleichen. Das Klima ist gesund und gemäßigt, und die tropischen Erzeugnisse gedeihen so gut, wie die der gemäßigten Zone; man gewinnt in der deutschen Kolonie neben der Kokosnuß und der Banane die Quitten, Aepfel, Birnen, Orangen und Pfirsichen des alten Kontinents. Die Weinpflanzungen haben in der deutschen Kolonie den glücklichsten Erfolg gehabt, und die Zeit wird kommen, wo man vortrefflichen Wein aus dieser Provinz nach anderen Häfen Brasiliens ausführt. Auch der chinesische Thee scheint unter dieser Breite gut fortzukommen, und der südamerikanische Thee, die Yerba v. Paraguay, ist der Gegenstand eines bedeutenden Handels in den oberen Missionen, besonders seitdem der Verkehr mit dem Staate Paraguay abgebrochen ist. Der Kaktus-Nopal wächst wild in den sandigen Ebenen von Viamon, Boa-Vista und Barrucada, und ist mit wilder Cochenille bedeckt; um sie aber zu benützen, wäre, wie in allen andern Dingen, der Vorgang von Fremden nöthig. Im Norden der Provinz und bis in die Umgebung von Porto alegre findet man medizinische Pflanzen von erprobter Wirksamkeit. Herr Bompland entdeckte eine Art Rhabarber, eine Salsaparilla und mehrere Rinden, die er selbst mit großem Erfolg anwandte.

Die Produkte für die größere Ausfuhr sind ohngefähr dieselben, wie in Montevideo und Buenos-Ayres. Außerdem aber liefert dieses Land Goldstaub in der Umgegend von Casse-Pava, Maniokmehl, Rum, Feijoes, (schwarze Bohnen) gegerbtes Leder, Holz zum Schiffbau sowohl als

für die feine Kunstschreinerei u. s. w. Alle diese Dinge erfordern nur Arme und Kapitale. Rio grande verdient daher die Aufmerksamkeit der Kapitalisten, so wie aller Auswanderer. Seine Zukunft wird gewiß glänzend sein. Die Regierung scheint auch entschlossen, alle Gesellschaften, fremde wie einheimische, welche Handel, Kolonisation oder Industriebetrieb zum Zwecke haben, zu unterstützen.«

Seidler: »Die Gegend um das kleine Oertchen Freguezia Viamon ist ausnehmend schön. In geringer Ferne erblickt man hier schon die ewig rauschenden Urwälder und die kolossale Bergreihe der Serra geral. So fruchtbar und einladend indessen das Gottgesegnete Terrain zum Anbau wäre, so findet man doch nur wenig Spuren einer mit Sorgfalt versehenen Wirthschaftlichkeit. Mit Bedauern übersieht der Europäer diese unermeßlich ausgedehnten, öde daliegenden Fluren, welche selbst bei einer nur sehr mittelmäßigen ökonomischen Verwaltung dem Besitzer hundertfache Zinsen für seine Aussaat bringen würden. Jede Art von Getraide, fast alle Sorten europäischer Gemüse und Früchte gedeihen beinahe ohne alle Pflege — und dennoch ist Nichts, gar Nichts angebaut.«

»Das Klima ist sehr angenehm und außerordentlich gesund. Die Hitze wird im Sommer niemals sehr drückend, und im Winter friert es schon bisweilen fingerdickes Eis. Alle europäischen Früchte und Gemüse gedeihen auf das herrlichste, wovon die deutsche Kolonie bei Porto alegre die sprechendsten Beweise liefert. Aber leider werden sie nicht gehörig gebaut. Es wäre hier hinlängliches Terrain, um so viel Getraide hervorzubringen, als ganz Brasilien verbraucht;

L. of C.

doch führen die Nordamerikaner auch hier ihr Mehl und ihren Waitzen ein. Krankheiten kennt man fast gar nicht, selbst nicht einmal die in Rio-Janeiro so häufigen Hautausschläge.«

»Der Reisende findet hier ganze Heerden von Straußen, sehr viele Rehe und nicht selten den Jaguar. Wildes Geflügel, als Enten, Gänse, Schnepfen, Rebhühner, gibt es in manchen Gegenden in unzähliger Menge. Auffallend ist die Leichtigkeit, mit welcher hier das Vieh gedeiht und sich fortpflanzt. Jahr aus, Jahr ein streifen sowohl Pferde als Ochsen auf den ungeheuern Weiden herum. Es muß schon ein recht gutes Pferd sein, das man mit vier Piastern bezahlen soll.«

Seidler, aus dessen Nachricht wir hier manches entlehnten, war Lieutenant bei den deutschen Truppen, die für Brasilien den Krieg gegen die Provinzen des La Plata führten, und hatte so Gelegenheit, die meisten Theile von Rio grande zu besehen. Ein Feldzug bestand bloß darin, daß die Armee fast verhungern mußte, weil der Gouverneur mit dem General eine Privat-Zwistigkeit hatte. Die entscheidende Schlacht dieses Feldzuges bestand darin, daß die Brasilier davon liefen, als die Reiterschaaren des Feindes sich von Ferne zeigten. Kaum hatten das die tapfern Ritter der Argentina bemerkt, als sie voll Muth und Siegeshoffnung heran gesprengt kamen. Unglücklicherweise war aber das deutsche Bataillon stehen geblieben und empfing sie mit Büchsenkugeln. Der enttäuschte Feind wartete keine zweite Ladung ab, und war nach wenigen Minuten vermittelst seiner schnellen Rosse wieder verschwunden. Dafür

wurden aber auch die deutschen Soldaten als Helden gepriesen, zu ihrem Unglück, denn nun glaubte man nicht, etwas gegen den Kaiser unternehmen zu können, so lange er über solche Helden zu gebieten habe. Um sie aber zu entfernen, mußten öffentliche Verträge gebrochen werden; darüber wäre beinahe die deutsche Kolonie Leopoldo zum Mitlelpunkte eines deutschen Staates geworden. Denn die Truppen, deren größter Theil auf der Insel Katharine lag, hatten den Plan gefaßt, nach Leopoldo zu marschiren, im Verein mit den deutschen Ansiedlern Porto alegre zu überfallen, und ganz Rio grande zu erobern. Sie hatten aber zur Ausführung nicht Einigkeit genug, und so wurden sie auf allerhand Schleichwegen, durch Bestechung ꝛc. auseinandergebracht und aufgelöst, denn das ganze damals noch bestehende Kaiserreich wagte nicht, offen gegen das Häufchen bewaffneter Deutscher zu verfahren. Empfindlich war jedoch diese Auflösung eigentlich nur für die Offiziere, die nicht gut eine andere Beschäftigung zu ergreifen wußten. Da auf diese Art durch die Treulosigkeit der brasilischen Regierung auch Seidlers militärische Laufbahn ein schlechtes Ende nahm, so ist er natürlich böse auf dieselbe. Auf den logischen Schluß aber, daß es darum überhaupt Nichts sei mit aller Auswanderung, scheint er auf etwas übernatürliche Art gekommen zu sein. Nur um so werthvoller sind uns seine Nachrichten von der erwähnten deutschen Niederlassung, zumal sie mit den angeführten französischen Nachrichten völlig übereinstimmen. Er spricht ebenfalls, daß die Kolonie über 8000 deutsche Einwohner zähle, und 1000 etwa wohnen in dem Orte Leopoldo, welcher gleichsam die Hauptstadt

der ganzen Kolonie bildet. Sie befindet sich in einem höchst blühenden Zustande und wächst täglich in demselben. Unsere Landsleute bauen fast alle Produkte der wärmern und der gemäßigten Himmelsstriche, und treiben ausgedehnte Viehzucht. Aus ihrer industriellen Ueberlegenheit über die portugiesischen Bewohner des Landes ziehen sie eben so große Vortheile, als sie in Nordamerika gegen die Yänki's im Nachtheil stehen. Da der Landbau von den trägen Portugiesen nicht hinlänglich betrieben wird, so bekommen die Deutschen sehr hohe Preise für ihr Getreide, doch muß noch immer etwas von außen zugefahren werden. Auch sogar in der Viehzucht hängen die Andern schon von den Deutschen ab. Die Schweine werden häufig mit Pfirsichen gemästet, wovon sie sehr wohlschmeckend werden. Da die Industrie der Süd-Amerikaner sich nicht bis zum Buttermachen versteigt, obgleich sie im Besitze unermeßlicher Heerden sind, so bekommen die Deutschen für ihre Butter außerordentliche Preise; denn sonst hatte man nur die Butter von Irland, die schon stinkend geworden war, welches jedoch für haut gout galt. Einen Haupt-Ausfuhr-Artikel bilden die Häute, Hörner, Talg und Fleisch des Rindviehes. Außer so großen unmittelbaren Vortheilen, welche eine solche Anzahl Auswanderer noch nirgends in der Welt vereinigt angetroffen haben, besitzen sie jetzt schon eine Selbstständigkeit, die unsere Landsleute in den vereinigten Staaten nie erringen werden. Dafür ist auch ihre ganze Lage sehr günstig, indem sie auf einer Seite das noch unbewohnte Gebiet im Rücken haben, und so können sie, wenn sie es für gut halten, außer aller Berührung bleiben mit den Bewegungen, die etwa unter dem andern Volke vorgehen.

Demnach ist in jeder Hinsicht S. Leopoldo, nebst den übrigen im Lande zerstreuten Deutschen, ein kostbarer Keim, der sich ausbreiten, der zu einem herrlichen Baume heranwachsen kann, wenn wir ihn verstärken, der aber, wie so unzählige andere, verdorren muß, wenn wir uns von ihm abwenden.

Nirgends kann der deutsche Auswanderer so viele Vortheile und so schöne Aussichten vereinigt finden als hier, am wenigsten in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von S. Leopoldo aus liegen noch unermeßliche Räume nach Norden hin, die fast ganz mit den reichsten Wäldern bedeckt sind, mag man nun den Rio de los Sinos, der von Nord-Ost herkommt, oder den Jacuy, den größten Strom des Landes, und dessen Nebenflüsse Tebicuary, Pardo ꝛc. hinaufgehen.

Ueber die Quellen des Jacuy kommt man in die Provinz der Missionen, ein großes herrliches Land, das westlich vom Uruguay-Strom begrenzt wird. Hier hatten einst die Jesuiten von Paraguay 7 indianische Niederlassungen, in denen die abgerichteten Indianer alle Früchte in Fülle bauten, so wie den kostbaren Paraguay-Thee und die Baumwolle. Auch hielten sie große Heerden von Rindvieh, Schaafen und Pferden. Solcher Reichthum war indessen nicht für die armen Indianer bestimmt, er ward, wie billig, den Schwelgereien nnd dem Prunke der s. g. heiligen Väter vorbehalten. Jetzt zeugen nur noch Ruinen von der Stelle dieser sonderbaren Anstalten, und ihre Bewohner sind verstoben. In den Ruinen der Kirchen fand man vor Kurzem noch die hölzernen Heiligenbilder, die mit ihren beweglichen

Augen zu Popanzen geistesarmer Indianer dienen mußten, um diese zu blinden Werkzeugen unbegrenzter Herrschsucht zu machen.

Im Ganzen herrschen die Wälder vor, in allen nördlich vom Jacuay und dem Patos-See liegenden Gegenden. Da stehen und vermodern noch unbenutzt jene herrlichen Bäume, welche in unübersehbarer Mannigfaltigkeit die verschiedensten Hölzer und Früchte liefern, und in denen sich seit Jahrtausenden jene Pflanzen- oder Damm-Erde aufgehäuft hat, die von fast unversiegbarer Fruchtbarkeit ist.

Je weiter nach Süden, desto mehr herrschen die Wiesen vor, und der Wald schränkt sich immer mehr auf die Nähe des Wassers ein. Hier beginnen jene fetten Trieften, welche bis nach Patagonien so viele Millionen des einst aus Europa dahingebrachten Viehes ernähren, welches das ganze Jahr hindurch bloß von den Gaben der Natur lebt; doch kann der Mensch sich nur da aller Sorge für seine Heerden entheben, wo es auf den Weiden oder in manchen Gewässern etwas Salz findet, wie das grade im südlichen Theile von Rio grande der Fall ist. Auf den s. g. Campos de Vacaria aber am obern Uruguay, müssen die Eigenthümer von Zeit zu Zeit etwas Salz auf den Weiden austheilen.

Ueber das Klima dieses schönen Landes ist wenig mehr zu sagen übrig. Es ist gewiß, daß es unter allen den herrlichen Klimaten des gemäßigten Süd-Amerika's, an deren Gesundheit noch nie im entferntsten gezweifelt ist, eins der angenehmsten sei. Es kann kein gesunderes gewünscht werden, und es gibt auch kein besseres auf der ganzen Welt. Den langen Sommer hindurch herrscht nie drückende Hitze

und der Winter ist kaum bemerkbar. Unter 30 Grad S. B., wo die deutsche Kolonie liegt, gedeihen noch die meisten tropischen Gewächse, ein gewisses Zeichen, daß da nie wirklicher Frost eintritt, wenn es im Winter auch zuweilen ein wenig kühle wird mit südlichen Winden. Im äußersten Süden dieses Landes (bekanntlich herrscht auf der Südspitze von Südamerika die strengste Kälte:) friert es aber schon zuweilen dünnes Eis, wenn das auch nicht in jedem Winter eintritt, und dann nur an einem oder wenigen Tagen.

Wir können nicht zu dem spanischen Süd-Amerika übergehen, ohne noch einige Blicke auf Brasilien im Allgemeinen zu werfen. Man hat für das tropische Brasilien viel von seiner starken Negerbevölkerung gefürchtet, jedoch mit Unrecht, denn hier trennt kein Haß und keine gegenseitige Verachtung die verschiedenen Farben, wie in Nord-Amerika; und wir müssen mit unserm großen Geographen Gutsmuths erkennen, daß in der leitenden Hand der Vorsehung auch das abscheulichste Thun der Menschen, wie der Sklavenhandel, sich zum besten kehren kann. Aus der Vermischung der Europäer mit den Afrikanern wird das tropische Süd-Amerika einst eine Bevölkerung besitzen, deren Thätigkeit und Kraft nicht vom senkrechten Sonnenstrahl geschwächt wird, und welche mit der Zeit eine Stelle unter den gebildeten Völkern einnehmen kann, wenn es ihnen gelingt, das Joch der nur im Finstern gedeihenden Hierarchie abzuschütteln. Eine rein europäische Bevölkerung aber muß nothwendig unter einem Tropenhimmel verkümmern. Diese beiden Wahrheiten enthalten den Hauptgrund, welcher die deutsche Auswanderung vom tropischen Brasilien abhalten

muß. Wir würden dort nie gegen die Mulatten aufkommen können, welche jetzt schon die Hauptbevölkerung bilden, und denen das Klima eben so günstig als uns nachtheilig ist. Weniger ist es die Ungesundheit des Klima's für den Einzelnen und überhaupt für die erste Generation. Denn es ist ausgemacht, daß das Klima des tropischen oder des s. g. heißen Brasiliens bei weiten nicht so nachtheilig auf den Nord-Europäer wirkte, als das ewig zwischen den Extremen ungeheurer Hitze und Kälte schwebende Klima des östlichen Nord-Amerika *). Man braucht, um sich davon überzeugen, nur die beiden Hauptströme dieser Länder, den Marannon und den Missisippi zu vergleichen. Jener hat seinen Lauf quer durch das Vestland von Süd-Amerika fast unter der Linie, in einer unermeßlichen, flachen, dicht mit Urwald bedeckten Ebene, und ist umgeben von zahllosen langsam fließenden oder stehenden Gewässern, wobei auch viele wirkliche Sümpfe nicht fehlen können. Dabei vergleiche man die Erfahrungen Aller, welche diesen Strom befahren haben, von den ältern, z. B. Condamine **), bis auf die neuen klassischen Werke von Pöppig, Spix und Martius, welche alle mit Erstaunen von der Gesundheit der dortigen Luft sprechen. Es gibt da kein einheimisches gefährliches Fieber. Dagegen der Missisippi und sein gelbes Fieber, welches, schlimmer als die Pest des Morgenlandes, alljährlich seine Ufer verheert und Tausende in den Tod oder in lebenslän-

*) Vergl. u. a. Eschwege's Journal von Brasilien und v. Weech, Reise nach Brasilien und den vereinigten Staaten des la Plata. München, 31.

**) Allgem. Historie der Reisen. 4. 16ter Band. VI. 3. Leipzig, 58.

liches Siechthum stürzt. Welche Menge von Deutschen hat diese furchtbare Krankheit schon hingerafft, nur während ihrer Reise auf diesem Strome! Ihre Zahl allein hätte schon hingereicht, an passenden Orte in Süd-Amerika ein neues Deutschland zu gründem, während so ihre Auswanderung nur dazu diente, daß viele Familien, ihrer Hauptstütze beraubt, in namenloses Elend versanken.

Ist nun das Tropenklima des brasilischen Küstenlandes, in welchem die verunglückten deutschen (und schweizerischen) Niederlassungen lagen, fast noch gesunder als das des Amazonenstromes, und um Vieles zuträglicher als das Klima des größten Theiles der vereinigten Staaten von Nord-Amerika, so bleibt die Haupt-Ursache des Mißlingens zu enthüllen übrig, zumal eine jener Ansiedlungen in das gemäßigte Klima der Insel S. Katharine verlegt wurde. Diese Haupt-Ursache liegt einzig darin, daß die brasilische Regierung die meisten dieser Kolonien selbst veranlaßte, und unterstützen wollte. Ihre Absicht war gut, und sie verschwendete enorme Summen, um die deutschen Kolonien auf einen guten Fuß zu bringen. Aber eben diese Sorgfalt konnte nicht anders, als ihnen zum Verderben gereichen. Denn kaum hatte die Regierung den Plan gefaßt, die Industrie durch deutsche Kolonien zu heben, so wurde leider ein vollständiges Beamtenpersonal für die Sache angestellt, welches keinen andern Zweck seiner Anstellung kannte, als den, sich den Beutel zu füllen. So kam es, daß durch die Unterstützung die freie Thätigkeit gehemmt, oder unklug geleitet wurde. Die Schweizer z. B., welche die Kolonie Neu-Freiburg bildeten, würden, wenn sie sich selbst überlassen

gewesen wären, nimmermehr die Thorheit begangen haben, sich im Gebirge außer aller Kommunikation anzusiedeln. So wurden sie aber dahingesetzt, weil ein Mitglied der Regierung seine dort liegenden werthlosen Ländereien gut bezahlt zu haben wünschte. Die Unterstützung selbst blieb meist in den Taschen der Beamten, welche, damit noch nicht zufrieden, sich gegen die Armen unter den Deutschen die schamlosesten Erpressungen erlaubten. Bei solchen Verhältnissen würde es kein Wunder gewesen sein, wenn auch die Kolonie in Rio grande do Sul zu Grunde gegangen wäre. Es kam hier oft vor, daß ein armer Deutscher, wenn er ein Stück Land urbar gemacht hatte und nun glaubte, die Früchte seiner Arbeit zu erndten, von den Beamten unter dem Vorwande vertrieben wurde, es sei ein Irrthum in der Austheilung der Ländereien vorgefallen. Dem Deutschen wurde ein anderes Stück Urwald angewiesen, er murrte zwar, begann aber mit, dem Brasilier unbegreiflicher, Beharrlichkeit das schwere Tagewerk von neuem, und legte in der Hoffnung, daß er dieses Land doch wohl behalten werde, von neuem die Axt an die Stämme des Urwaldes. Was trotz dem diese Ansiedlung in Rio grande emporblühen ließ, das war einmal die große Zahl der Deutschen, die sich hier vereinigt fand, und die doch einige Berücksichtigung ihres Gesammtwillens gebot, und dann die Zahl der Wohlhabenden, gegen welche die brasilischen Beamten sich eben so schamlos kriechend, als gegen die Armen barbarisch betrugen. Denn die Wohlhabendern wären vermögend gewesen, durch Bestechung der Oberen jene kleinen Tyrannen zur Strafe zu ziehen. Außerdem waren hier die Deutschen durch das herrliche Klima

begünstigt, welches Krankheit oder Schwäche zu jenen Uebeln nicht hinzukommen ließ, und welches alle dem Boden anvertrauten Saamen und Gewächse über Erwartung gedeihen ließ. So konnten sie die Jahre der Unterstützung überstehn und nachher sich schnell in den blühenden Zustand erheben, in dem sie sich befinden.

Wir wollen noch eine andere Ursache des Mißlingens der anderen Kolonien, die von Einigen erwähnt wird, hier nicht unberührt lassen, vielleicht zu Mancher Nutz und Frommen. Die Ansiedlung Vieler hatte nemlich keinen Fortgang, weil sie unverheirathet waren und keine deutsche Frauen hatten; nahmen sie aber eine Brasilierin, so machten sie das Uebel noch tausendmal schlimmer.

Jene elenden Verhältnisse nun, die wir besprochen, gehören, Gottlob, der Vergangenheit an; wenigstens im Süden, den die Revolution von dem übrigen Brasilien getrennt hat. Es gibt kein Mittel mehr, solche Unthaten vor dem Lichte und der Strafe zu bergen, und wenn wir uns nach Rio grande begeben, so haben wir Nichts von Leuten zu befürchten, die uns unterstützen wollen. Wie man auch über die süd-amerikanische Revolution urtheilen mag, in einem Punkte wenigstens ist sie edler als die nord-amerikanische. Sie zerbricht nicht bloß die Fesseln der Weißen, sie zerbricht großmüthig auch die der schwarzen Leute. Und wenn diese Revolution durch ganz Brasilien geschritten sein, und es freilich auch getheilt und zerrissen haben wird, dann erst wird dem schändlichen Sklavenhandel die Quelle abgeleitet sein, nicht aber durch das eigennützige Beginnen der Engländer.

Uruguay.

Diesen Namen hat sich das Land zwischen Rio grande, dem Uruguay und La Plata-Strom gegeben, als es sich zu einer unabhängigen Republik bildete. Auf diesem 6000 Quadrat-Meilen großen Raum leben etwa 40,000 Seelen; sie gaben sich 1830 eine Verfassung, welche Religions- und Preß-Freiheit, Geschwornen-Gerichte, Ertheilung des Staats-Bürgerrechts an jeden Fremden, der sich dort niederlassen will, und als Gesetzbuch den Code Napoleon einführt. So viel Licht ist auch schon, besonders von Frankreich aus, unter dieses Völkchen gedrungen, daß die angeführten Haupt-Grundsätze einer freien Verfassung nicht angetastet werden, wenn auch die Bürger von Uruguay keineswegs durch ihre so geringe Zahl abgehalten werden von jenem originellen Possenspiel der Privat-Revolutionen, die lediglich in dem Ehrgeiz und der Selbstsucht Einzelner ihren Grund haben, und nur in einer Jagd auf den Präsidentenstuhl bestehen.

In der Beschaffenheit des Bodens und des Klimas ist Uruguay fast ganz gleich mit Rio grande. Es sind dieselben fruchtbaren Ebenen und wohlbewässerten Thäler, und dieselben grünen Hügel. Auch hier nimmt der Wald zu, je weiter man nach Norden geht, bis zur Provinz der sieben ehemaligen Missionen, welche vom jetzigen Staat Uruguay durch den ansehnlichen Fluß Ibicury geschieden wird. Das ganze Land wurde bisher fast nur zur Viehzucht benutzt, und enthielt viele Millionen Stück Hornvieh, Schaafe und Pferde. Aber durch die vielen Kriege, welche den Unabhängigkeitskampf begleiteten, und durch den Streit mit Brasilien ist

fast das ganze Innere entvölkert, und jene kleine Menschenzahl wohnt fast nur noch in der Hauptstadt Montevideo und an den südlichen Küsten *). Schon dieser Ueberblick zeigt, welcher unermeßliche und köstliche Raum auch in diesem Lande unseren Unternehmungen und Hoffnungen offen steht. Gerade der größte und beste Theil des Staats, der Norden, ist fast als unbesetzt zu betrachten. Von Anfang an wurden die Niederlassungen der Spanier durch das wilde Volk der Charruas sehr gehindert, mit denen sie stets zu kämpfen hatten, und deren Ausrottung erst in den letzten Kriegen durch Artigas, einen auf eigne Faust kämpfenden Parteigänger, vollendet worden ist. Nun liegt hier ein Raum, halb so groß als Deutschland, frei und offen. Am Ozean, oder vielmehr an der Mündung des Plata, besitzt Uruguay den geräumigen und acht Faden tiefen Hafen von Maldonado, einem Städtchen von etwa 2000 Einwohnern; dann den Hafen von Montevideo, mit etwa 10,000 Einwohnern, welcher seicht und schlecht ist; dann den dem Haupthafen von Buenos-Ayres gegenüberliegenden Hafen von Sakrament, mit einigen Hundert Einwohnern. Von diesen Häfen bietet der Uruguay mit seinen schiffbaren Nebenflüssen bequeme Wege nach jedem Punkte des Landes.

Die Niederlassung einer kleinen Gesellschaft an einem mit Umsicht gewählten Punkte des Uruguay hätte vielleicht noch den Vorzug vor einem unmittelbaren Anschließen an S. Leopoldo. Nur müßte dahin gestrebt werden, mit der Zeit durch eine Kette in Verbindung stehender deutscher Ansiedlungen

*) Weech's Reise.

den Ybicuy und den von ihm nur wenige Meilen entfernten Bakakay guasu, einen Nebenfluß des Jacuy, zu erreichen, und so in direkte Verbindung mit den Deutschen von Rio grande zu kommen; dann hätte die ganze Sache vom Anfange an eine breite Basis. —

Von dem südlichen wenig bewaldeten Theile des Landes gibt der Engländer Mawe, der sich lange dort aufhielt, folgende Schilderung: »Die Nachbarschaft von Mondevideo wechselt angenehm mit kleinen sanft abhängenden Hügeln und langen Thälern ab, die durch schöne Bäche gewässert werden, aber die Aussichten werden selten durch Spuren von Kultur belebt; derselbe Mangel erscheint in der nordöstlichen Richtung der Stadt, wo es ähnliche Abwechselung von Hügeln, Thälern und Gewässern gibt, und es scheint bloß die Verschönerung durch Wälder zu fehlen. Einiges Holz wächst indeß doch am Rande des Riachuelo. Ungefähr 10 Meilen von Montevideo befindet sich ebenfalls ein angenehmer Strom, der Louza (Lucia?) dessen Ufer der Arbeit des Pflanzers werth zu sein scheinen, und sicher einen Ueberfluß an Bauholz hervorbringen müssen. Hier fand ich Münze, gemeinen Kümmel und andere aromatische Kräuter, die in der größten Ueppigkeit wild wachsen. Die Lage von vegetabilischer Erde war wenigstens 2 Yards (6 Fuß) dick.«

»Während meiner Reise nach Barriga negra wurde meine Aufmerksamkeit hauptsächlich durch den wilden und öden Anblick der Gegend gefesselt. Ungefähr 25 französische Meilen nordwestlich von Montevideo bemerkte ich eine unregelmäßige Reihe von Granitgebirgen in einer nördlichen und südlichen Richtung, und die Gegend nahm, von diesem

Punkte der Entfernung an, allmählich eine rauhe Gestalt an. Die Schluchten dieser steinigten Wildnisse, die mit Waldungen bewachsenen Seiten der Flüsse bieten vielen wilden Thieren Wohnungen dar. Hier gibt es auch eine große Anzahl wilder Hunde, die in den Felsen ihre Jungen werfen, und zu Zeiten unter dem jungen Rindviehe große Verwüstung anrichten. Die Meiereien in diesem Distrikte haben meistentheils Ländereien, die 20 — 30 englische Meilen lang und halb so breit, und durch anmuthige Flüsse bewässert sind. Ungeheuere Heerden von Rindvieh werden auf denselben gehalten; man hat berechnet, daß jede französische Quadrat-Meile 1500 oder 2000 Stück besitzt. Ungefähr 40 franz. Meilen von Montevideo in der oben angeführten Richtung verliert sich die Reihe von Bergen allmählig und verschwindet. Die Gegend eröffnet sich links recht schön und wird von zahlreichen kleinen Flüssen durchschnitten. Nachdem wir über verschiedene von diesen gekommen waren, langten wir an der Spitze eines Baches, Polankos genannt, an, welcher wenige Meilen tiefer den Namen Barriga negra annimmt. Hier nimmt er mehrere kleine Flüsse auf und vergrößert sich in dem Laufe von 10 franz. Meilen; wenn er in die portugiesischen Besitzungen kommt, wird er Zebolzati genannt und ergießt sich dann in die Lagune Merim. Bei der Vereinigung der beiden Bäche, die den Barriga negra bilden, steht der Kalkofen meines Freundes.

Die Gegend ist gebirgig, sehr gut gewässert und nicht ohne Holz. Die Ufer der Flüsse sind dicht mit Bäumen bedeckt, die indeß selten sehr groß werden, denn die rankenden Pflanzen und die Verschlingung derselben mit den jungen

Stämmen hindern ihren Wachsthum und bilden ein undurchdringliches Dickigt.

Wenn man die Gegend im Allgemeinen betrachtet, so kann ein Fremder nur mit Bedauern bemerken, daß die Einwohner, während die Natur hier so freigebig gewesen ist, so nachlässig in der Beförderung derselben gewesen sind. Hier ist z. B. ein Ueberfluß von herrlicher Erde und eine Fülle von Holz an den Ufern der Flüsse, und dennoch ist es selten, daß man hier eine Einzäunung selbst um die Küchengärten, noch weniger um die Kornfelder antrifft. Das Pflügen geschieht durch zwei Ochsen, die an einem gekrümmten Stücke Holz, das ungefähr vier Zoll im Durchmesser hat und am Ende zugespitzt ist, angespannt werden. Nachdem der Boden aufgerissen, wird der Waizen gesäet, aber ohne einen Versuch zu machen, ihn von schädlichen Saamenkörnern vorher zu reinigen. Indisches Korn, Bohnen, Melonen ꝛc. werden alle auf gleiche Weise behandelt.
Das Klima und der Boden sind auch eben so günstig für das Gedeihen der Trauben, Aepfel, Pfirsichen und kurz jeder Art von Früchten der gemäßigten Zone.

Die vereinigten Provinzen des La Plata, oder die argentinische Republick.

Die verschiedenen Länder, welche unter diesem Namen begriffen werden, sind nichts weniger als vereinigt; ihr

Ebenen und einige niedrige Hügelreihen, ist wohlbewässert Streben nach Unabhängigkeit ist so groß, und ihre Sympathie so schwach, daß sie vielmehr feindlich einander gegenüberstehn. Der Raum, den sie einnehmen, ist ohne Paraguay 40,000 Quadratmeilen groß, und die Zahl der Bewohner beträgt etwa eine halbe Million, welche fast nur in der Hauptstadt eines jeden Staates und in deren Nähe wohnen. Die Hauptstadt jeder Provinz ist in der Regel auch die einzige Stadt. Für uns ist außer Buenos-Ayres nur das Land zwischen Uruguay und Parana von Bedeutung. Wenn man aus der zu Rio grande gehörigen Provinz der sieben ehemaligen Missionen den Uruguay überschreitet, so gelangt man in die argentinische Provinz der 15 Missionen, welche ebenfalls von ihren Einwohnern vollständig entblößt sind, theils durch Artigas, theils durch den Diktator Dr. Francia von Paraguay. Auf den Ruinen der jesuitischen Missionen wuchert jetzt die Orange und der kostbare Theebaum von Paraguay. Die Hausthiere, besonders viele Ziegen, irren verwildert in den Wäldern. In diesen stehen die mannigfaltigsten und herrlichsten Bäume, vortreffliche Bauhölzer und Farbhölzer und Bäume, die sowohl das Holz für die feinste Tischler-Arbeit, als solches von ausgezeichneter Härte und Dauerhaftigkeit liefern. Angefüllt sind diese Wälder mit dem berühmten Theebaum (cassine Gongonha. Sp. et M.), der in ganz Süd-Amerika so gesucht ist, und jetzt sehr theuer bezahlt wird, weil seine Ausfuhr aus Paraguay verboten ist. Er würde, nach Europa gesandt, bald wegen seiner wirklichen guten Eigenschaften und seines vortrefflichen Geschmacks

neben dem chinesischen Thee aufkommen. Jedenfalls verdient seine Anpflanzung oder die Einsammlung des wildwachsenden die Aufmerksamkeit der deutschen Auswanderer, die sich nach irgend einem Punkte des gemäßigten Süd-Amerika begeben.

Weiter abwärts liegt zwischen Uruguay und Parana die Provinz Corrientes, ein höchst wasserreiches Land, von dem die Lagune Ybera einen großen Theil einnimmt, welche, selbst ohne Zufluß, vier ansehnliche Ströme entsendet. In diesem mit Gewässern angefüllten Lande bewährt sich die wunderbare Gesundheit des ganzen südamerikanischen gemäßigten Himmelsstriches. Denn hier haben, nach Azara *), selbst die ausgedehntesten Sümpfe keinen Einfluß auf das Wohlbefinden der an ihnen wohnenden Menschen.

Wichtiger für uns als dieses Land ist der südlich davon gelegene Raum zwischen dem Uruguay und Parana bis zu ihrer Vereinigung zum La Plata. Dieses ausgedehnte Land bildet die Provinz Entre Rios. Die Bewohnerzahl dieses großen Raumes ist äußerst gering, und in den letzten Kriegen hat das Land noch mehr gelitten als Uruguay, so daß seine Seelenzahl kaum noch auf 20,000 angeschlagen werden kann. Auch die Viehheerden wurden fast vernichtet, haben sich aber seitdem wieder vermehrt. Noch vor Kurzem sah man zahlreiche Heerden wilder Pferde. Uebrigens ist dieses Land ganz ähnlich dem Staat Uruguay. Es hat viele fette und reichlich mit Wäldern versehen. Außerdem macht es

*) Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, 31r Bd.

seine Lage zwischen zwei Haupt-Wasserstraßen von Süd-Amerika für eine thätige Bevölkerung sehr beachtenswerth.

Setzt man von Entre Rios über den Parano, oder von Uruguay über den La Plataſtrom, so gewinnt das Land ein ganz verschiedenes Ansehn. Wie auf dem Ozean schweift der Blick über eine endlose grüne Ebene; kein Hügel, nicht die geringste Unebenheit, kein Baum ragt über den fernen Gesichtskreis, kein Steinchen ist zu finden. Nur die Bäche und Flüsse haben sich ein Bette in diese Ebene gegraben, die in solcher Ausdehnung ihres Gleichen nicht auf der Welt hat. Das sind die Pampas, die fetten Wiesen von Buenos-Ayres, der Stadt der guten Luft. Den Namen gaben ihr die ersten Ankömmlinge, als sie den erquickenden und belebenden Einfluß des dortigen Klimas fühlten. Da Buenos-Ayres vermöge seiner Lage gleichsam den Mittelpunkt des gemäßigten Süd-Amerika's ausmacht, so wollen wir noch etwas über das Klima anführen.

J. Nunez: »Der Himmel bietet gewöhnlich den schönsten Anblick dar. Die Luft hat eine vollkommene Durchsichtigkeit, welche auf alle Sinne belebend und auf die Einbildungskraft erregend wirkt. Im Jahr 1823 konnte man mitten am Tage mit bloßen Augen den Planeten Venus sehen, den man schon 1819 wahrgenommen. Die Durchsichtigkeit der Luft erklärt sich aus dem immer sehr vollständigen Verschwinden der Dünste, wie dieß auch bei einer jeder Zeit hohen Temperatur nicht anders der Fall sein kann. Aus derselben Ursache mag die Erscheinung plötzlicher und reichlicher Regen bei Windveränderungen, besonders im

Frühling, folgen. Jene Beschaffenheit der Luft bringt auf die Einwohner einen Eindruck hervor, der sich mehr empfinden als beschreiben läßt — wir können ihn ein Vertrauen zum Leben nennen. Mehrere Fremde haben uns von dieser herrlichen Empfindung unterhalten. Wir selbst haben sie verglichen mit einer Empfindung völlig entgegengesetzter Art, die sich uns in andern ungesunden Ländern Amerika's aufdrängte, wo umgekehrt ein Mißtrauen zum Leben, eine fast beständige Mahnung an die Nothwendigkeit des Sterbens statt findet.«

(Mit den letzteren Worten sind sehr treffend die Empfindungen bezeichnet, welche sich des Menschen beim Einathmen der ungesunden Luft Nord-Amerika's bemächtigen; namentlich am unteren Missisippi und den Küsten des merikanischen Busens, und welche besonders beim Abschied von Freunden und Bekannten schmerzlich werden, weil man immer den Tod vor Augen hat, der sie oder einen selbst wegraffen könnte.)

Caldcleugh spricht in seinem trefflichen Werke *) von Buenos-Ayres: »Ein schöneres Klima ist nirgends anzutreffen. Der Thermometer verändert seinen Stand den ganzen Sommer hindurch nur zwischen 75° und 84° F. Den 21. Februar 1821 stand das Queckfilber-Thermometer einige Stunden lang im Schatten auf 91°. Die mittlere Temperatur der drei Sommermonate 1822 betrug 71° 9′. Während der Wintermonate variirt der Thermometer zwischen 55° und 60° Schnee fällt hier selten und auch dann nur in geringer Quantität.«

*) Bertuchs neue Bibliothek ꝛc., 2te Hälfte der 1. Centurie. 41r Bd.

»Die heftigen Regengüsse treten in den Wintermonaten Juli Auguſt und September ein, dauern aber selten länger als 24 Stunden. Im Sommer ist der Regen äußerst unregelmäßig und hat immer den Charakter eines Gewitters. Hagelwetter sind in dieser Jahreszeit nichts seltenes. Die Spanier haben dieses Land immer für äußerst gesund gehalten, und die verschiedenen Beispiele von hohem Alter, die man in den monatlichen Sterbelisten findet, sind ein vortrefflicher Beleg der allgemeinen Richtigkeit dieser Bemerkung.«

Auch fand Caldcleugh auf seiner ganzen langen Reise queer durch das Land nach Chile keinen Menschen, der auch nur unwohl gewesen wäre. Da diese Leute fast nichts anderes als Rindfleisch essen, so giebt er diesen Umstand Denjenigen zu bedenken, welche glauben, dem Menschen wären Speisen aus dem Pflanzenreiche nöthig. Er fand auch keine kranken Thiere, nur die Pferde hatten sich zuweilen überfressen; dann wurden sie bis zum Niederstürzen gejagt, welches sie vollkommen wieder herstellte. Man hat auch die Bemerkung gemacht, daß in Südamerika noch nie ein Hund toll geworden ist.

Zu Buenos-Ayres äußert sich der Winter gewöhnlich durch einen kleinen Frost, der an einem, zwei bis vier Tagen die kleinen stehenden Wässer mit dünner Eisrinde belegt. Da demnach die Einwohner keiner Oefen bedürfen, so nimmt Azara davon Gelegenheit, zu bemerken, daß Südamerika, den entsprechenden Breitengraden nach, nicht kälter sei als Europa, weil man zu Cadix, welches fast unter gleicher nördlichen Breite liegt, im Winter des Feuers bedürfe.

Daß bei solchem Klima ein fruchtbarer Boden Alles

gedeihen lassen müsse, was man ihm anvertraut, ist natürlich. Der Ackerbau wird bei Buenos-Ayres, wie überall in Süd-Amerika, wo nicht Deutsche ihn betreiben, auf eine höchst nachlässige Weise getrieben. Nach Weech dient der plumpe Pflug, der nur aus einem krummen Balken besteht, und von einem neben her gehenden vor dem Umfallen beschützt werden muß, bloß dazu, das Unkraut, besonders die Disteln, in ihrem Wachsthum zu befördern, statt sie zu zerstören; ja, nach Caldcleugh u. a. dient statt des Pfluges zuweilen ein starker Rindsknochen. Dennoch gibt der Waizen auf einem Lande, das seit Menschengedenken ohne die geringste Düngung getragen hat, im Mittel 16 fältig. (Azara) Der Waizen ist kleinkörnig, mit Grannen besetzt, und gibt ein vortreffliches Mehl. Er kann jährlich zwei Erndten geben, im September und im Februar. (Caldcleugh.) Man baut auch viele Gerste, und zwei Varietäten von Mais.

Dem natürlichen Mangel an Holz hilft der üppige Boden schnell ab. Zu Brennholz werden hauptsächlich Oliven- und Pfirsichbäume gezogen, weil sie dort so schnell wachsen, daß sie wenige Jahre nach der Saat schon geschlagen werden können, worauf sie sogleich wieder ausschießen; das Holz, nebst dem Schweinemästen von den Pfirsichen, gewährt bedeutende Einkünfte. Es werden mehrere Arten von Pfirsichen angezogen, welche von Chile stammen sollen. Eben so üppig gedeiht alles Obst und würde ganz herrlich sein, wenn man einige Sorgfalt darauf verwenden wollte. Kirschen und Mandeln wachsen sehr schnell zu großen Bäumen, tragen aber keine Früchte.

Der unermeßliche Raum der Pampa's ist aber von der

Natur zu vollständigen Viehweiden gemacht, wo der Mensch zum Gedeihen seiner nützlichsten Hausthiere durchaus Nichts hinzuzuthun hat. Alle Flüsse bringen aus der westlichen Wüste, die sich hier wie in Nord-Amerika an den östlichen Fuß der Anden lehnt, eine größere oder geringere Menge Salz mit, welches, außer der fetten, das ganze Jahr hindurch grünen Weide, die Hauptursache des Gedeihens für die unermeßlichen Heerden ist. Die Weiden von Rio grande sind, wie wir gesehen haben, mit demselben Vortheil gesegnet, aber nicht so ist es allenthalben in Uruguay und noch weniger in Entre Rios.

Hören wir über die Pampa's und ihre Heerden einen älteren und einen neuern Augenzeugen, Heles *): »Bis Esquina de la Guardia (am Rio Tercero, 88 span. Meilen von Buenos-Ayres) findet man beständig den herrlichsten Boden fetter Damm- oder Garten-Erde mit dem schönsten Grase, Klee oder Blumen bedeckt. Man sieht auf diesen paradiesischen Fluren einen nie gesehenen Naturreichthum an Pferden, Rindern, Schaafen, Straußen und Wildpret aller Gattungen, in einer so unglaublichen Menge, daß ganz Europa zusammengenommen vielleicht nicht so viel, als diese Felder zwischen Buenos-Ayres nach Chile und nach der andern Seite nach Tukuman, zu zeigen vermag. Man sieht mit Staunen Heerden von Ochsen und andere von wilden spielenden Pferden von 5—10,000 Stücken, und in geringer Entfernung sieht man das nämliche Schauspiel

*) Tagebuch einer Reise von Buenos-Ayres nach Lima. Dresden, 98.

wieder, so weit das Auge reicht. Daher kauft man auch einen der größten gezähmten Ochsen um einen und ein schönes Pferd um zwei Piaster. Ein solcher Preis für ein Rind ist bloß um der Haut, und selten, wegen des außerordentlichen Ueberflusses, um des Fleisches willen.« Der seit der Unabhängigkeit geöffnete Handel hat diese Preise erhöht.

Caldcleugh: »Die großen Landwirthschaften beschäftigen sich fast einzig und allein mit der Rindviehzucht. Einige dieser Landwirthe besitzen an 6000 Pferde, außer einer ungeheuern Zahl Hornvieh. Die Weiden haben viele Meilen im Umfange und sind mit den üppigsten Alfalfa oder Klee bedeckt, und die Thiere immer fett.

Der Preis eines Pferdes hängt hauptsächlich von dem Orte ab, wo es verkauft wird. In Buenos-Ayres kostet ein gutes Pferd 18 oder 20 Dollars, aber auf dem Lande in einiger Entfernung nur 4 oder 5 Dollars. Im Jahr 1821 bezahlte die Regierung die Kavallerie-Pferde mit 3 Dollars das Stück.

Ueber die Menge des Hornviehes und die daraus hervorgehende Wohlfeilheit des Rindfleisches müssen alle Reisende erstaunen. Man ist kaum im Stande, zu sagen, wie viel das Pfund Rindfleisch kostet, indem der ganze Ochse mit Haut, Talg und Hörnern, — die einzigen Theile des Thieres, welche Werth haben — für 5—6 Dollars gekauft werden kann, und dies noch ein hoher Preis heißt. Die Haut allein gilt wieder 3½ Dollar. Unter solchen Umständen darf man sich freilich nicht wundern, daß das Hausgeflügel mit Rindfleisch gefüttert wird.«

Nach demselben wurde eine Quadratmeile Land in nicht

weiter Entfernung und wohlbesetzt mit Hornvieh für 6000 Dollars verkauft. Obgleich wohlgelegene Striche der Pampa's (und nochmehr in Entre Rios und dem mittlern und nördlichen Uruguay) für noch weit billigere Preise verlangt werden können, so wollen wir doch auf diese Angaben Caldcleughs eine kleine Berechnung gründen. Auf einer Quadratmeile guter Weide können in diesen Ländern, wenn, wie gewöhnlich, gar keine Sorgfalt darauf verwendet wird, wenigstens 2000 Stück Rindvieh das ganze Jahr hindurch reichliche Nahrung finden. Wenn davon jährlich 500 geschlachtet werden, so vermehren sie sich noch stark. Davon machen also allein die Häute eine jährliche Einnahme von 1750 Dollars; das sind etwa 30 Procent des ganzen Capitals. Die Kosten aber sind verschwindend, indem man auf 1000 Stück nur einen Mann rechnet. Dabei ist nun noch nicht gerechnet der Ertrag der Hörner, der großen Masse Talg und Fleisch, welches getrocknet oder gesalzen einen gesuchten Ausfuhrartikel bildet. Dann ist noch nicht gerechnet die Benutzung des Landes zu Acker- und Gartenbau, zu Pferde- und Schaafzucht, welches der Rindviehzucht keinen Abbruch thut. Man kann also im geringsten Anschlag den reinen Gewinn eines dort in solcher Art angelegten Capitals auf 50 Procent setzen.

Wie groß auch diese Vortheile erscheinen mögen, so kann man doch nicht umhin, zu bemerken, daß Buenos-Ayres in der Wahl der deutschen Auswanderer dem Gebiete von Rio grande oder auch Uruguay weit nachstehen muß. Einmal, weil hier dieselben Vortheile zu erlangen sind,

und noch größere, wegen des größeren Reichthums der Natur. Man ist z. B. nicht der Unbequemlichkeit des Holzmangels ausgesetzt, und braucht keine Mühe auf Erziehung von Holz zu wenden. Dann ist der politische Zustand von Buenos-Ayres sehr unsicher wegen der noch andauernden Fehden mit den andern Staaten; auch müßten die einzelnen deutschen Ansiedler im Gebiet von Buenos-Ayres den gerechten Haß der Indianer gegen die Spanier mit auf sich nehmen. Diese Indianer machen hier noch immer Einfälle, obgleich ihre Zahl sehr zusammengeschmolzen ist. Endlich würde die Größe der Stadt Buenos-Ayres und die von derselben beherrschte und abgeschnittene Lage die Deutschen an jedem einigermaßen selbstständigen Auftreten hindern. Wollen wir darauf Gewicht legen, so spricht das Dasein so vieler unserer Landsleute wiederum für Rio grande.

Patagonien *).

Hier wollen wir von dem ganzen Lande sprechen, welches südlich von den spanischen Niederlassungen, als ein noch offenes und unbesetztes Naturland daliegt, und welches daher von großer Wichtigkeit für unsere Angelegenheit ist.

---

*) Das Hauptwerk noch immer: Beschreibung von Patagonien und den angrenzenden Theilen von Süd-Amerika von Th. Falkner. A. d. Englischen. Gotha, 75.

Das Ansehen und die Eigenthümlichkeit der Ebene von Buenos-Ayres bleibt sich nicht gleich bis an den Ozean. Schon am Salado-Fluß, der sich in den untern Theil des La Plata ergießt, erheben sich hie und da kleine Hügel, und seine Ufer sind von einem niedrigen Walde eingezäunt. Zwischen ihm und dem Ozean erheben sich die Wälder des Tordillo. Das Antons-Vorgebirge, den Süd-Punkt der Plata-Mündung bezeichnend, steht auf einer großen Halb-Insel, an deren südlicher Seite das Meer eine Bucht bildet, die mit mehreren Seen in Verbindung steht. Um diese Seen stehen dicke Wälder von Tala und einer Art Hollunder-Bäume, welche etwa 20 Fuß hoch werden, und deren Früchte sehr angenehm und eßbar sind. Diese Gegend wimmelte zu Falkners Zeit von wilden Pferden, weshalb zuweilen die Indianer hinkamen. Das Land nach Süd-West hin wechselt ab mit fetten Wiesen, grünen Bergen, deren Spitzen mit Felsen gekrönt sind, und anmuthigen Thälern, die wohl bewässert sind. Auf den Hügeln finden sich kleine Wälder von einem niedrigen dornigen Baume, der zum Brennen sehr gut ist. »Zwischen diesen Bergen ist ein ungefähr 2 bis 3 Meilen breiter Raum, dessen Land gerade und eben, mit einigen wenigen Erhöhungen, die von Bächen benutzt werden, versehen ist. Diese Bäche fließen bald mitten durch diese Anhöhen, bald um dieselbe herum, und entstehen aus den Quellen, die von den Bergen herabkommen. Diese Thäler sind sehr fruchtbar, haben ein tiefes schwarzes Erdreich ohne den geringsten Lehm, und sind allenhalben mit so schönem Grase überzogen, daß das daselbst weidende Hornvieh in sehr kurzer Zeit fett wird. Sie sind meistens

auf der einen Seite von den Bergen oder von einigen hohen Hügeln, die sich in der Mitte emporheben, stark eingeschlossen, gegen Norden oder Nord-West aber mehrentheils offen, und von den Anhöhen hat man eine anmuthige und reizende Aussicht eine weite Strecke ins Land hinein, indem alle die eingeschlossenen Thäler zwischen den Bergen höher liegen als das ebene Land gegen Norden. Ich kenne kein einziges Land in dem Gebiete von Buenos-Ayres, das verbesserungsfähiger wäre als dieses. Der Mangel an gutem Holze, um Häuser zu bauen, ist die einzige Unbequemlichkeit, der es unterworfen ist, welcher aber dennoch binnen wenig Jahren und mit einer geringen Beschwerlichkeit abgeholfen werden könnte, besonders da genug Materialien zur Aufbauung solcher Häuser vorhanden sind, die zwar nur mit Rohr bedeckte Dächer haben, und kurz dauern, aber so lange, bis man besser bauen kann, immer gut genug sind. Die kleinen Flüsse oder Berge, die von den Bergen kommen, fallen in Seen, unter welchen manche mehr als eine Meile lang sind. Es gibt darauf viele Enten von verschiedenen Arten und Farben, deren einige so groß sind wie Gänse, und auf einem Ende sah ich deren so viele, daß ich vor der großen Anzahl das Wasser, obgleich es breit war, nicht unterscheiden konnte.«

So wechselt das Land weiterhin ab in Anhöhen mit Wäldern und reichen Weiden. Nach der Mündung des rothen Flusses hin, der hoch aus dem Norden von den Anden herabkömmt, sind die Küsten sehr hoch. Daselbst befindet sich auch eine Sandwüste. Die Bai des Flusses ist seicht; im Inneren befinden sich Seen, so reich an reinem

Salz, daß die Spanier von Buenos-Ayres 150 Meilen weit dahin kamen, wo sie weiter keine Mühe mit dem Einsammlen hatten, als daß sie das Salz an der Sonne trocknen ließen. Jetzt haben sie es unterlassen wegen der Feindschaft mit den Indianern, die sie sich durch unmenschliche Greuelthaten zugezogen haben. Das Land zwischen dem rothen Flusse, Rio colorado, und dem schwarzen, Rio negro, ist längs der Küste mit Urwald bedeckt. An der Küste liegen einige Salzseen, wo sich die Indianer reichlich mit Salze versehen. Zwischen dem Colorado und Negro kommt von den Anden der große Fluß Sanquel herab, und ergießt sich unten in den Rio negro. Das Land zwischen dem Sanquel und dem rothen Flusse ist dergestalt mit einem hohen dornigen Rohr angefüllt, daß das Hindurchdringen völlig unmöglich ist, außer an der Quelle in den Anden.

Die Wichtigkeit des Landes zwischen der Plata-Mündung und den Wäldern gegen den Rio negro hin hängt lediglich von dem Dasein eines Hafens an der Küste ab, welches bei der großen Ausdehnung dieser Küste und ihrer mannigfaltigen Gestaltung höchst wahrscheinlich ist, worüber wir aber nichts gewisses erfahren haben; es müßte denn in den neuesten Aufnahmen der Engländer niedergelegt sein.

Es müßte sehr unbequem sein, wenn man einen Hafen der nördlichen Staaten als den Stapelplatz dieses Landes betrachten müßte. Am besten dazu wäre dann Maldonado in Uruguay, welches für europäische Schiffe sehr bequem liegt. Auch hätte man von Maldonado auf kleinen Fahrzeugen eine kürzere Ueberfahrt nach der Küste südlich von der Plata-Mündung, als z. B. nach dem Uruguayflusse.

Einer Niederlassung am Rio negro stände das Land am besten offen.

Das Gebiet des Rio negro ist es eigentlich, was uns Patagonien wichtig macht. Er ist der größte Strom, welcher südlich vom Plata in den atlantischen Ozean mündet. (Den Namen hat er, wie alle gleichnamigen, von den Spaniern wegen seines klaren und durchsichtigen Wassers empfangen, welches ihm ein dunkles Ansehn gibt, während z. B. der Name Rio colorado, gefärbter oder rother Fluß, von dem trüben, gelblichen oder röthlichen Wasser herrührt. Die s. g. schwarzen Flüsse sind deshalb auch gewöhnlich freier von der Muskitoplage als die trüben, wovon das auffallendste Beispiel der Rio negro, der mächtigste linke Nebenstrom des Marannon, ist). Dem Rio negro strömen alle Gewässer der Andengebirge aus einer Strecke von beinahe 9 Breitengraden zu; und da er die meisten Zuflüsse in seinem oberen Laufe empfängt, so ist er ein mächtiger, bis mitten in die Anden ohne Unterbrechung schiffbarer Strom. Im Jahr 1782 befuhr ihn Villarinno *) bis zu einem Punkte, der nur noch 25 Meilen von Valdivia, dem besten Hafen des großen Ozeans, entfernt war. Das geschah in ungünstiger Jahreszeit, in einem auffallend trockenen Jahre und in schwerfälligen Schiffen. Was das wichtigste ist, grade zwischen dem Rio negro und Valdivia führt der bequemste Paß in ganz Süd-Amerika über die Anden; ein Paß, der nie durch den Schnee ungangbar gemacht wird,

*) Ausland vom 26. Jan. 1837.

wie die nördlicher liegenden, und der leicht zu einer fahrbaren Straße gemacht werden kann. Von der anderen Seite des Gebirgs führt wieder der schiffbare Fluß Valdivia oder der Kallakalla nach dem herrlichen Hafen Valdivia, einem Städtchen der chilenischen Spanier, welches mitten im Gebiete der unabhängigen Araukaner liegt. Ehemals war es von den Spaniern, welche die Wichtigkeit dieses Hafens wohl einsahen, gegen die See zu stark befestigt; nach dem Lande zu sind nur Festungswerke gegen unbewaffnete Indianer. Nichts ist gewisser, als daß eine rührige Niederlassung am Rio negro einen Transithandel nach der Südsee an sich ziehen würde, der zu einer unberechenbaren Höhe steigen könnte. Diese bequeme Straße von dem atlantischen ins stille Meer muß in mancher Hinsicht und für viele Waaren den Vorzug vor dem schwierigen und oft verzögerten Umwege um Kap Horn gewinnen. Der ganze Handel Deutschlands müßte einen erfolgreichen Anstoß bekommen, wenn ihm durch eine deutsche Niederlassung am Rio negro ein so bequemer Weg in den großen Ozean eröffnet würde, um so mehr, da auch für die Fahrt um Kap Horn die Mündung des Rio negro den besten Anhaltepunkt bietet. Eine Kolonie an der Mündung dieses Flusses würde für die Schiffe, die nach der Südsee segeln, viel bequemer sein, als die zu Buenos-Ayres, wo sie wegen der widrigen Winde 14 Tage bis 4 Wochen lang warten müssen, ehe sie auslaufen können, und am Ende doch wohl nicht im Stande sind, über die seichten Stellen zu kommen, wenn nicht zum Glück das Wasser hoch ist; und nach allem diesem geht immer eine Woche hin, ehe man bis in die Bai ohne Grund kömmt, binnen welcher Zeit ein

Schiff, das von dort ausläuft, schon um das Kap Horn gesegelt, und in die Südsee eingelaufen wäre.«

Das Land längs dem Flusse kann nicht besser gewünscht werden. Parchappo *) vergleicht ihn mit dem Nil, der durch regelmäßige Ueberschwemmung sein Thal alljährlich neu befruchtet. Die Thal-Ebene enthält die üppigsten Viehtriften und wird begrenzt von einer schönen Abwechselung von Berg und Thal, mit Wäldern reich an mannigfaltigen, größtentheils noch unbekannten Bäumen. Falkner, der dieses Land nach allen Richtungen durchwanderte, hat auf die Bestimmung der für die erste Niederlassung tauglichsten Stelle sein Augenmerk gerichtet. In seinem untern Laufe nähert sich der Rio negro dem Colorado so daß er nur 10 — 12 Meilen davon entfernt bleibt; dann krümmt er sich nach Süd-Ost und macht eine Strecke unter dieser Krümmung einen Umschweif oder Zirkel, der eine Halb-Insel bildet. »Der Hals derselben ist ohngefähr drei Meilen weit und die Halb-Insel selbst, die beinahe völlig rund ist, etwa 6 Meilen darüber. Sie wird die Umzäunung der Tehuelhets oder Tehuel-Malal genannt. Auf beiden Seiten dieses Flusses an der Halb-Insel hin liegen hohe Hügel und Berge, aber so weit von dem Flusse entfernt, daß man an vielen Stellen zwischen beiden 3 — 4 Meilen breite Ebenen, die reiche Viehtriften haben und niemals besäet werden, antrifft; an manchen Stellen kommen auch die Hügel dem Flusse näher; die Ufer sind mit Weidenbäumen bedeckt, es liegen auch hie und da

*) Vollständ. Handbuch der Erdbeschreibung ꝛc. 20r Bd. 4te Lieferung von Fröbel.

kleine Inseln in dem Flusse zerstreut. Ich habe noch von keinem Falle oder einer Untiefe in diesen Flusse gehört.«

»Der Plan zur Anlegung einer Kolonie kann hier viel füglicher als auf den maluinischen Inseln oder an den Häfen Desiré und San Julian ausgeführt werden, weil man hier einen Ueberfluß an Holz und Wasser, und ein gutes, zum Feldbau tüchtiges, Land hat, das seine Bewohner zu erhalten im Stande ist. Man hätte auch sehr große Bequemlichkeiten, wenn man sich auf der Halb-Insel, die Umzäunung der Tehuelhets genannt, niederlassen wollte: denn außerdem, daß sie von dem breiten und reißenden Strome, der einen natürlichen Wallgraben bildet, beschützt wird, hat sie ein achtzehn Meilen langes sehr fruchtbares Erdreich, das mit reichen Viehtriften, einer Menge Hasen, Kaninchen, wilden Vögeln, rothen Wildprets und dergleichen versehen sind, und kann aus dem Flusse mit allerhand Arten von Fischen überflüssig versorgt werden.«

»Die Bemerkung, daß die Kolonisten auf der Stelle für einen sehr geringen Aufwand mit Kühen, Pferden, u. d. gl. versehen werden können, ist von Wichtigkeit. Man könnte daselbst auch einen Handel mit den Indianern errichten, welche für himmelblau gefärbte Glasknöpfe, Cascabells von geschlagenem Kupfer, breite Schwerter, Lanzenspitzen und Beile, ihr Hornvieh zum Gebrauch der Kolonie, und feine Felle, welche nach Europa geschickt werden können, gern vertauschten.«

Dieser große und wichtige Strom mündet sich in eine Bai, welche wegen ihrer großen Tiefe die Bai ohne Grund, sin fondo, genannt wird. Sie ist demnach für Schiffe

jeder Art bequem und gefahrlos zu befahren. Die Stadt Buenos-Ayres, welche ihn für die Süd-Grenze ihres Gebiets hält, hat einen oder zwei kleine Posten an ihm, die, wenn sie noch bestehen sollten, von keiner Bedeutung sind. Durch die ununterbrochene Schiffbarkeit des Flusses steht einer Niederlassung an ihm Alles zu Gebote, was das Land bis in die Anden nur hervorbringt. Diese südlichen Anden haben eben so wenig Aehnlichkeit mit den kahlen Felsen der nördlicheren Anden, als das südliche paradiesische Chile Aehnlichkeit mit den dürren Feldern des nördlichen Chile hat *). Um die Quellflüsse des Rio negro tragen die Anden Wälder der edelsten Bäume. Die schönsten Obstarten Europa's haben sich dort von selbst fortgepflanzt und schon weit verbreitet, besonders die Pfirsichen und Aepfel. Das Land um die südlichen Quellen des Rio negro wird Apfelland genannt. Villarinno's Leute labten sich an den dort im Ueberfluß befindlichen Aepfeln, welche der Art des berühmten Gold-Pepin aus dem spanischen Gallizien angehörten. Jetzt haben sich diese Wälder europäischer Fruchtbäume wahrscheinlich schon viel weiter den Fluß herab ausgebreitet. In diesen Anden und im ganzen Lande südlich des 40sten Breitengrades wächst in großen Wäldern die Araucaria, unstreitig einer der edelsten und nützlichsten Bäume, die es in den bevorzugtesten Ländern der Welt gibt. Er begnügt sich mit dem schlechtesten Boden, und doch liefert er eine solche Menge seiner trefflichen Mandeln, die von den Indianern auf verschiedene Art zubereitet werden, daß 18 Bäume eine hin-

*) M. vergl. Pöppigs Reise ꝛc. 4. 1r Bd. Leipzig 1835.

längliche Nahrung für einen Menschen auf ein Jahr liefern können. Sein Holz ist von großer Festigkeit und zum Schiffsbau ausgezeichnet, wenn es auch zu den Masten zu schwer ist. (Nach Azara wächst dieser Baum auch am Uruguay, jedoch ist das jedenfalls eine andere Art). Pöppig: »Während die Anden der Nord-Provinzen aus vielen Ursachen zu Errichtung bleibender Wohnsitze einer zahlreicheren Bevölkerung ungeschickt sind, enthält der Schooß derselben Gebirge weiter nach Süden breite Längsthäler, in denen der Nord-Europäer den freundlichen Schmuck seiner Heimath entdeckt, grüne Wiesen von nie versiegenden Bächen durchrieselt, reich an den herrlichsten Pflanzen und an Grasarten, auf denen aber höchstens der nomadische Indier seine Heerden weidet. Der Abhang der Gebirge steht nicht da in kahler Unfruchtbarkeit, denn wo der Menschenarm nicht thätig war, decken ihn hochstämmige Wälder aus Buchen, den dieser Weltgegend eigenthümlichen Myrten, Lorbeeren, Lebensbäume und Podacarpus, und der königlichen Araucaria. Nicht zufrieden mit der Verlegung so großen Reichthums auf die Oberfläche, bildete die Natur auf der Grundlage des Sandsteins ungemessene Lager von Steinkohlen, die, in größerer Tiefe von guter Beschaffenheit, künftige Quellen von Reichthum zu werden versprechen, da Peru in seiner Holzarmuth ihrer täglich mehr bedarf. Vielerlei Thiere, die im Norden nur eine kurzdauernde Wohnstätte finden, wählen sich den Süden zum Aufenthalt, und der Anstrich der Unbelebtheit, der auch in den besten Gegenden der Nord-Provinzen recht verstimmend auf den Beschauer einwirkt, weicht hier der geschäftigen Thätigkeit zahlreicher Geschöpfe, vom Insekt bis zu der

wenig bekannten Gemse des Südens, dem Pudu und kameelähnlichen Huequumul, und selbst das Meer ist reicher an nutzbaren Thieren. Dieses ist das Chile, dem allein der Name des Gartens von Süd-Amerika gebührt, dem Nichts fehlt, als eine fleißige und durch Arbeit glückliche Bevölkerung, um allen Erwartungen desjenigen Fremden zu entsprechen, der im Norden dieses Reichs sich schmerzlich getäuscht sieht, und umsonst die Originale zu den glänzenden Bildern zu entdecken sucht, die er sich, auf die Bemerkungen älterer Schiftsteller gestützt, vom ganzen Lande entwarf. Ein weiter Landstrich, der, gleich dem südlichen Chile, schon in seiner rohen von Menschenhand unveränderten Gestalt so viel verspricht, muß nothwendig dem Bewohner ungemein viele Quellen des Wohlstandes und des Lebensgenusses darbieten. Zum Ackerbau und jeder Art von Industrie gleich geschickt, müssen diese Provinzen künftig diejenigen werden, auf welche die eigentliche Stärke des Landes sich gründet. Geht die Sittigung des Volks mit gleichbleibender Schnelligkeit vorwärts (?) so kann man sich die Zukunft dieses Landes, für welches die Natur so unendlich viel gethan, kaum schön genug denken. Die Rolle Chile's muß eine großartige werden, wenn der ungeheure Archipel des großen Ozeans civilisirt worden, europäische Kolonien die tropischen Küstenländer in Besitz genommen, und dort das Dunkel der Barbarei vor dem Lichte der alten Welt weicht. Zahlreich sind die Produkte, welche Chile ausschließlich hervorbringt, und welche alle Nachbarländer der heißen Zone von ihm empfangen müssen. Ueberfluß an Getraide und an fruchtbarem, für solche Cultur geeignetem Boden müssen das südliche Chile

zur Kornkammer aller der Länder machen, die ihm näher liegen als Neuholland. Dahin gehört Alles was sich von Coquimbo bis an die Westküste von Mexiko, über 50°, erstreckt; der Schiffer, von den vorherrschenden Winden unterstützt, erreicht sie mühelos mit schwerer Ladung und in kurzer Zeit. Tausende von Schiffen werden einst diese Meere durchschneiden, zu denen die Forste des Kallakalla das Holz, der Fleiß der Chilenen das Thauwerk lieferte. Keinem werden diese Erwartungen als die Träume einer leicht erregten Phantasie erscheinen, der mit unparteiischem Blicke die unbenutzten Hülfsquellen des Landes durchmusterte und an den Ufern des stillen Ozeans stehend, mit gerechtem Stolze auf seinen europäischen Ursprung das Netz der Verbindungen erwog, mit welchem menschliche Kühnheit und menschlicher Fleiß in der neuesten Zeit fast den ganzen Erdball umfing.

Die Küste, welche sich von Valparaiso bis an die Mündung des Guayaquilflusses ausdehnt, bringt auf dieser weiten Entfernung auch nicht einen Baum hervor, der zum Schiffsbau oder zur Errichtung eines größeren Hauses passend wäre; der Peruaner kann keinen Fischerkahn bauen ohne fremde Unterstützung, und das Holz, aus welchem die Mehrzahl der Häuser Lima's erbaut sind, erwuchs meistentheils in der Provinz Conception, oder in Chile. Der Handel mit Holz oder die Erbauung von Schiffen ist daher eine Quelle des Reichthums, welche kein Nachbarstaat dem begünstigten Chile abschneiden kann.

Neben diesen reichen Erzeugnissen des Südens, von denen die Ergebnisse der Viehzucht, der Bergwerke ꝛc. ausgeschlossen wurden, in so fern sie auch im Norden gefunden

werden, bleibt noch eine unerschöpfliche Quelle allgemeinen Wohlstandes zu erwähnen, die, in der geographischen Lage des Landes tief begründet, ihm durch keine politische Umwälzung entzogen werden kann. Chile ist von der Natur selbst zum Emporium der Südsee bestimmt, und besonders sind seine südlichen Häfen so gelegen, daß sie über kurz oder lang der Sammelplatz aller fremden Schiffe werden, und den Transitohandel eines Welttheiles an sich ziehen müssen. Aus dem, was dieser Handel, trotz aller Hindernisse, seit 1827 geworden, läßt sich auf die Zukunft schließen. — Es werden Mittelpunkte sich bilden, in denen der Handel Asiens mit dem Europa's sich auf dem Wege des Kap Horn berührt, und dem einfachen Laufe der Dinge nach sich berühren muß. Die Natur selbst deutet zu diesem Zwecke auf die Baien des südlichen Chile, die der Seemann, der das Kap umschiffte, in wenig Tagen erreicht; wo die Sicherheit der Häfen ihn einladet, wo auch der nach mäßig langer Fahrt einlaufen mag, der Chile oder die Nord-Westküste, Neuholland oder Kalkutta zuletzt verließ, wo die Fruchtbarkeit der nächst gelegenen Provinzen nie Theuerung der Lebensbedürfnisse erlauben wird, und wo der Seefahrer ohne viele Mühe Alles erhält, was er zur Wiederherstellung seines Schiffes, zu Erfrischung seiner Mannschaft und zur neuen Ausrüstung bedarf.

Dazu füge man, was hier unbeachtet gelassen ist, die Straße des Rio negro aus dem atlantischen in den großen Ozean, und den Vorzug der Rio negro-Mündung vor dem La Plata in Rücksicht der Fahrt um's Kap und des Handels, und man wird die unermeßliche Wichtigkeit einer Nie-

derlassung am Rio negro einsehen. Der Rio negro ist aber dann nicht allein für den deutschen Handel der bequemste Weg zum großen Ozean, sondern auch für deutsche Niederlassungen. Er ist der Schlüssel, nicht allein zu den herrlichen Fluren vom Süd-Chile oder Araukania, sondern auch zur Nord-West-Küste.

Welthistorische Ereignisse an beiden Küsten des großen Ozeans bereiten sich vor. Zwei der größten und zahlreichsten unter den civilisirten Nationen, Chinesen und Japaner, können nicht lange mehr dem Weltverkehre verschlossen bleiben. Ihre Ketten müssen springen vor dem Lichte der neuen Welt, dessen sie sich nicht werden erwehren können, mögen ihre Regierungen noch so ängstlich jede Berührung abzusperren suchen. Besonders aber muß die Niederlassung eines gebildeten Volks auf den Westküsten der neuen Welt von unberechenbarem Einflusse auf diese Völker sein. Von der Kolumbia-Mündung erfordert die Fahrt in die japanischen Meere nur wenige Wochen. Die Japaner sind ein treffliches Volk, von edlem Charakter und in ihrer Art hochgebildet. Das Volk sieht nur mit Unwillen sich abgeschlossen vom Verkehr mit andern Völkern, und das ist unstreitig der wichtigste Schritt zur Eröffnung ihrer Häfen. Ein unermeßlicher Handel wird sich auf den Wogen des großen Ozeans bewegen. In Rücksicht der Verbindung Europa's mit diesem Handel sind nun die südlichen vortrefflichen Häfen Chile's, und mit ihnen der Rio negro, noch wichtiger als die Nord-West-Küste.

Welches Volk soll aber die Früchte einer so folgenreichen Bewegung erndten? oder welches soll zu einem Einflusse

auf das Schicksal der Welt gelangen? Sollen die Yänkis sich an der Nord-West-Küste setzen?

Mögen sie es hinnehmen, wenn die deutsche Flagge, und mit ihr das Licht, zu spät dort erscheint. Und doch bleibt's ewig wahr, daß nur das deutsche Volk zu einem solchen Einflusse berufen sein kann. Welche Frucht für die Sache der Menschheit sollte daraus erwachsen, wenn jene großen Völker des äußersten Ostens, die, bewundernswerth genug, eine uralte Bildung unter dem Drucke des Despotismus für günstigere Zeiten aufbewahren konnten, wenn die der rohen Selbstsucht der Amerikaner und ihren unwissenden Missionären in die Hände fielen? Wenn das wahr ist, was soll dann gar in der noch wichtigeren Stellung des Südens von Chile ein so elendes Geschlecht von Menschen wie die chilenischen Spanier? Was sollen die, da es noch Zeit ist, diese Stelle an beiden Ozeanen dem deutschen Volke zu verschaffen. Denn jetzt lebt noch ein Rest der tapferen Urbewohner, die ihr schönes Land auf beiden Seiten des Gebirges bis heute vor dem Eindringen der Spanier bewahrt haben. Aber wenn wir jetzt nicht kommen, ihnen die Hand zu bieten, so werden sie bald dem allgemeinen Schicksal der Urbewohner der neuen Welt unterliegen.

Diese für uns so wichtigen Urbewohner jener Länder bestehen aus zwei Hauptstämmen, dem araukanischen und dem patagonischen, die zwei verschiedene Sprachen reden, aber im Ganzen viele Aehnlichkeit mit einander, wie durchaus gar keine Aehnlichkeit mit den übrigen Indianern Südamerika's haben. Sie sind keine Wilde. Schon ihre schöne und ziemlich ausgebildete Sprache beweist das.

Uebrigens besitzen sie ein Eigenthum. Sie treiben eine großartige Viehzucht, und manche Stämme, wie die Huillitschen und Araukaner, auch Ackerbau und wohnen in zerstreuten Häusern. Die letzteren stehen demnach auf einer höhern Stufe der Civilisation als die Andern.

An den Rio negro kommen auf ihren nomadischen Zügen zuweilen einige Stämme der Patagonier oder Puelschen, (Ost-Männer). Eigentlich sind es nur die Trümmer und schwachen Reste dieser Völker. Das Hauptvolk derselben, die Leuvutschen (Flußmänner, von dem Flusse Kusu-Leuvu, Rio negro) konnten schon zu Falkners Zeiten keine 300 Mann mehr auf die Beine bringen, so sehr waren sie durch die Blattern herabgekommen, die sie von den Spaniern durch angesteckte Kleider empfangen hatten. Sie waren lange die Freunde der Spanier, und halfen ihnen gegen die übrigen Völker, bis das verrätherische, mehr als barbarische Thun der Spanier auch sie empörte und zu Feinden machte. Das ganze große Gebiet des Rio negro ist also fast als ganz unbewohnt anzusehen. Doch ist zu hoffen, daß noch ein Rest übrig sei, stark genug, um zu verschiedenen Zwecken benutzt werden zu können. Sie an uns zu binden, reichte schon der vortheilhafte Handel hin, den sie am Flusse finden würden; ein Handel, der für uns noch vortheilhafter wäre, denn sie besitzen werthvolle Waaren, die sie den Spaniern zu unglaublich niedrigen Preisen vertauschen müssen; sie geben z. B. für zwei grobe eiserne Ringe, womit sie den Sattel befestigen, zwei Pferde. Außer den Producten ihrer Viehzucht und Industrie, welche in wollenen Geweben besteht, die ihre

Frauen sehr schön und dauerhaft zu färben wissen, wie die zweckmäßigen Mäntel, die s.g. Ponchos, die von den Indianern auf alle Spanier in Südamerika übergegangen sind, besitzen sie feine Pelzhäute, die immer gesuchter sind, da ihre Hauptquelle, Nordamerika, im Versiegen begriffen ist. Indem wir ihnen auf einem so bequemen Handelswege, als der Rio negro ist, ihre Bedürfnisse an europäischen Waaren, worunter auch Getraide gehört, viel billiger geben könnten, so würden sie durch das festeste aller Bande, durch den eigenen Vortheil, an uns gefesselt sein. Sie haben im allgemeinen einen vortrefflichen Character und ein lebendiges Gefühl für Gerechtigkeit und Dankbarkeit, sind sehr gutmüthig, aber tapfer, und vergeben, wie alle Uramerikaner, empfangene Beleidigungen nur nach vollständig genommener Rache. Auch werden die einzelnen Stämme unter sich oft in Fehde verwickelt, eine andere Haupturſache ihrer Abnahme. Das Handelsverhältniß mit denselben, und vielleicht noch ein näheres, dehnt sich natürlicherweise vom Rio negro auch auf die westlichen Stämme aus, die gewöhnlich unter dem Namen der Araukaner begriffen werden.

Alle Berichte von den ältesten bis auf die neuern stellen die Araukaner als ein edelgesinntes, tapferes und ziemlich gebildetes Volk dar. Alle diese unzähligen einstimmenden Urtheile, von denen die Meisten sogar von ihren Erbfeinden, den Spaniern, herrühren, können wir nicht aufgeben gegen das Urtheil Pöppig's, dem gewiß ein großes Gewicht beizulegen ist. Er hat aber das Volk selbst nicht gesehen, und mag theils nach einer betrunkenen Gebirgshorde, theils nach den Erzählungen der südlichen Chilenen, die erst viel wieder von

den Araukanern gelitten hatten, zu einem ungerechten Urtheile über dieselben verleitet worden sein. Das Volk, dessen Thaten sogar feindliche Dichter zu Heldengesängen begeistern konnte, ist nimmermehr eine wilde Horde. Mag man auch, weil die Araukaner nun einmal eine beispiellose Erscheinung unter den Urbewohnern der neuen Welt sind, ihre Bildung übertrieben haben! Stevenson *) weilte eine Zeitlang unter ihnen, und wurde sehr gastfreundlich behandelt. Europäische Kaufleute bereisen mit ihren Waaren das Land der Araukaner und treiben den Handel auf Treu und Glauben, welcher von diesem Volke noch nie verletzt wurde. Das spricht schon hinlänglich für die Güte ihrer Gesinnungsart. Ihre Einrichtungen im Staats- und Kriegswesen sind bewundernswerth. Bekannt ist, wie an ihrer Tapferkeit die Anstrengungen der Spanier seit Jahrhunderten gescheitert sind. Vergebens verspritzten an den schönen Ufern des Biobia die golddurstigen Abentheurer Spaniens ihr Blut. Noch behaupten die Araukaner ihr wunderherrliches Land. Sie sind ein freies, ehrenwerthes Volk. Aber dem allgemeinen Geschick, das gegen die Urbewohner der neuen Welt feindlich waltet, dem können sie nicht entgehen. Schon ist ihre Zahl sehr zusammengeschmolzen. Sie zählen so viele Seelen nicht mehr, als sie früher wohl junge Männer ins Feld stellten; und über kurz oder lang sucht der elende Spanier von Chile unter den Gräbern eines kräftigen Geschlechts die Goldgruben wieder auf, von denen es seine räuberischen Ahnen vertrieb, als es noch lebte! Das wird gewiß geschehen, wenn

*) Bertuchs neue Bibliothek ꝛc. 2te Hälfte der 1ste Cent. 42r Band

wir nicht von dem Rio negro aus den Araukanern die Hand der Freundschaft bieten, die sie gern annehmen werden, denn sie haben sogar die Freundschaft der Spanier angenommen und sie unverbrüchlich gehalten, so lange als es diesen Räubern möglich war, ein wenig gerecht zu handeln. Auf diesem Wege also können wir uns einen passenden Sitz am großen Ozean verschaffen, und einst den schlechten Chilenen die ganze schöne Erbschaft der Araukaner entreißen. Nehmen wir an, die Deutschen, die sich am Rio negro niedergelassen haben würden, hätten z. B. vermittelst der unterstützten Araukaner sich in den Besitz von Valdivia mit seinem kleinen Gebiete gesetzt, und besäßen außerdem nur noch, um vorerst keine Forderungen an die Araukaner zu stellen, die unbewohnte 15 englische Meilen im Umfang haltende Insel Mocha an der araukanischen Küste, welche, unter 38° 21′ liegend, ein herrliches fruchtbares Hügelland bildet, mit schönen Wäldern vom weißen Zimmtbaum und dem trefflichen Holze Espino, auch wilden Aepfel-, Birn- und Kirschenbäumen, so wie wild gewordenen Rüben; ebenfalls sind aus der Zeit der früheren Bewohnung noch Heerden von Pferden, Kühen, Schweinen und Geflügel; frisches Wasser strömt aus verschiedenen Quellen und die Küste ist sehr fischreich: hätten die Deutschen, sage ich, einige Niederlassungen am Rio negro, und diese beiden kleinen Punkte im Gebiet der Araukaner, und wären sie dadurch in den Besitz eines immer mehr anwachsenden großartigen Handels gesetzt, so würden sie eine Macht bilden, welche allen den zerrütteten spanischen Staaten Süd-Amerika's Gesetze vorschreiben könnte. Es ist hier nicht unbeachtet zu lassen, daß das schöne Land der Arauka-

ner nicht den ganzen Süden Chiles einnimmt, sondern nur die nördliche Hälfte desselben. Es erstreckt sich vom Biobio bis an Valdivia, oder bis an den Fluß Kallakalla, welcher Grenzfluß grade der wichtigste für die große Straße des Rio negro ist. Südlich davon bis an den Meerbusen von Chiloe ist das Land der Kunkos *), eines äußerst zahlenarmen, gutmüthigen und friedfertigen Völkchens. An der Südküste, Chilon gegenüber, besitzen die Chilenen einige kleine Posten, am versandeten Hafen Carelmapu, wohin sie von Valdivia aus oft in Gesellschaft von zwei und drei ohne Furcht wandern. Das Land ist von ähnlicher prächtiger Beschaffenheit wie Araukania, und mit den edelsten Hochwäldern bedeckt. Die Küste hat mehrere Häfen.

Das Klima dieser Länder, die von der Negro-Mündung bis Süd-Chile im Ganzen um den 40. Breitengrad herumliegen, ist entsprechend dem Klima des gemäßigten Süd-Amerika und dem Breitengrade. Es vereinigt Alles, was ein Nord-Europäer von einem gedeihlichen und angenehmen Himmel wünschen kann. Daß es ebenfalls Theil nehme an der außerordentlichen Gesundheit aller Klimate des gemäßigten Süd-Amerika, daran hat noch Niemand gezweifelt, das bestätigen schon die Urbewohner durch ihren auffallend kräftigen Körperbau, der vielleicht bei keinem Volke der Welt in gleichem Grade angetroffen wird.

Das um die Mündung des Rio negro liegende Land ist auf jeden Fall dasjenige, welches für die sich bildende

*) Vergl. Pöppig, I. Bd. p. 463.

Gesellschaft deutscher Auswanderer die meiste Rücksicht verdient. Seine Beschaffenheit, seine Lage, sein Klima, welches dem Deutschen gewiß noch zuträglicher ist als das um 10 Breitengrade der Linie mehr genäherte von S. Leopoldo, machen es zum wichtigsten, sowie die Aussicht auf die völlige Unabhängigkeit, in welcher wir dort leben können, ohne mit fremden Völkern in Verhältnisse zu kommen. Sodann können hier die Ansiedler das ganze Kapital, welches sie anderwärts auf den Ankauf des Landes wenden müssen, auf die Benutzung desselben wenden, indem ihnen hier das Land noch gar Nichts kostet.

Das südlichste Patagonien ist vorerst von keiner Wichtigkeit für uns. Es ist bis auf einige Punkte der Ost- und Südküste noch unbekannt. Philipp V. ließ im Jahr 1745 die Ostküste untersuchen *). Einige Engländer von den Schiffbrüchigen von Anson's Flotte kamen ins Innere, haben aber nur sehr ungenügende Nachrichten gegeben **). Im Allgemeinen geht aus verschiedenen Nachrichten hervor, daß die Ostküste sehr unfruchtbar, felsig und baumlos sei, doch versteht es sich von selbst, daß das Land in einer so weiten Ausdehnung nicht von einerlei Beschaffenheit sein könne. Es gibt mehrere bekannte gute Häfen, wie der Hafen Desiré und Julian, wo sich manche mineralische Reichthümer, namentlich Salz in ungeheurer Menge, finden. Auch

*) Allgem. Historie der Reisen. 4. 16r Bd. p. 88.

**) Dasselbe Werk. 18r Bd. p. 473, und voyage historique par Juan et Ulloa, 2r. Bd. p. 133.

hat fast die ganze Küste einen guten Ankergrund und kann mit Sicherheit befahren werden *). Diese schlechte Küste beginnt nach Falkner 40 Meilen südlich von der Mündung des Rio negro. Das Innere des Landes ist aber von guter Beschaffenheit, und ernährt die Heerden der Indianer, die nur selten an die Küste kommen. Die Gesinnungsart dieser südlichen Patagonier hat sich auch hier bei den verschiedenen Berührungen mit Europäern als eine wackere bewährt. Schiffbrüche, welche an den Küsten viel civilisirterer Völker nur die Habsucht reizen, bewogen die Patagonier zu thätiger Hülfe: so daß sie einst für eine verunglückte Mannschaft, welche ein neues Schiff bauen wollte, die ihnen ganz ungewohnte Beschwerde des Bäume-Fällens und Fortschaffens der Stämme übernahmen.

Die Meinung, daß das Klima des südlichen Patagoniens kälter sei, als es den Breitengraden nach sein müßte, ist falsch und ungegründet. Dagegen sprechen am sichersten die Erscheinungen der Pflanzenwelt, der hochstämmige und kräftige Wald an der Magalhaensstraße und an der Westküste auf der Halb-Insel der 3 Berge, unter 47 °, die wildgewordenen Pfirsichen- und Aepfelbäume, welches ein milderes Klima, als das deutsche ist, voraussetzt, wo die Pfirsiche nur bei großer Sorgfalt an schützenden Mauern gedeiht. Auf der Breite von Chiloe und zwei Grade südlicher unterscheidet sich das Land keineswegs von den bisherigen Gegenden des südlichen Chile, und man kann auf das Klima

**) Vergl. des Admirals Cordova Reise nach Magalhaensstraße in Bertuchs neuer Bibliothek, 23r. Bd. 2. p. 14.

dieses Landes nicht von dem des Chiloe-Archipels schließen. Nur das äußerste Feuerland leidet durch den ungehinderten Einfluß der stürmischen und kalten Südwinde. Man kann über diesen Gegenstand nichts Trefflicheres lesen als Pöppig's Abhandlung über die Bewohnbarkeit der südlichen Theile von Süd-Amerika Th. 1. p. 36.

So haben wir denn gesehen, welches unermeßliche Feld uns noch offen steht zur Verwirklichung der schönsten Hoffnungen. Groß ist die Wahl, doch nicht schwer. Jedes der vielen Länder hat zwar seine eigenen Vortheile, doch wird die Wohl hauptsächlich von dem Willen und dem Urtheile der Auswanderer abhängen. Keiner, der an sein künftiges Wohl ernstlich denkt, kann sich des Urtheilens und der Beachtung dieser Vorschläge überhoben glauben. Sodann hängt die Wahl ab von unserer Zahl und von unsern Mitteln, sowie von Verhältnissen, die sich vielleicht in Europa gestalten, und für das Eine oder Andere den Ausschlag geben dürften. Deshalb ist es billig, daß wir uns jeder ferneren Abwägung der einzelnen Vortheile enthalten, und nur noch einige Worte reden über

die Art der Ausführung.

Zur Ausführung einer Auswanderung, die sowohl für den Einzelnen sichere Erfolge in Aussicht stellen, als auch für das Ganze und für deutsche Unabhängigkeit etwas Erkleckliches versprechen soll, stehen drei Wege offen. Der Erste Weg ist der, daß, wie bisher, jeder Auswanderer sein Ziel

einzeln verfolgt, und dabei nur mehr Rücksicht nimmt auf seine wahren Interessen und auf die Pflicht und die Würde, die er als Deutscher andern Nationen gegenüber hat, und auf die Verantwortung, die ihm für das künftige Schicksal seiner Kinder aufliegt. Wenn wir diesen Weg der Absonderung einschlagen, so können wir uns nicht an Orte begeben, die noch unbesetzt sind; dann bietet sich zunächst Rio grande und Uruguay dar, vor Allem die deutsche Kolonie Leopoldo. In diesen Ländern würde eine förmliche Vereinigung, eben so wie in den vereinigten Staaten, vielleicht nachtheilig und unausführbar sein, obgleich der Raum noch nicht so beschränkt ist, wie in den vereinigten Staaten. In dieser Beschränktheit des Raumes und in der dadurch gebotenen Zerstreuung und Vereinzelung liegt aber die Haupt-Ursache des Zerfallens solcher Vereinigungen. Einen sehr wichtigen Vortheil können die nach den eben genannten Ländern Süd-Amerika's Wandernden sich verschaffen, indem sie sich je zu einer Schiffsgesellschaft vereinigen, und ein Schiff für die Reise miethen. Dadurch können sie einen großen Theil der Reisekosten sparen und ihre Reise weit angenehmer und und ohne allerlei Störungen machen, denen der einzeln Stehende immer unterworfen ist. Man kann voraussetzen, daß dann Jeder die Reise bis an seinen Bestimmungsort mit demselben Aufwande machen könne, den jetzt die bloße Seereise nach einem Hafen der vereinigten Staaten erfordert, welches aber Nichts ist im Vergleich mit der weiten Landreise, die er dann noch anzutreten hat.

Der zweite Weg ist der der Vereinigung für eine selbstständige Niederlassung an einem noch

unbesetzten Punkte Patagoniens oder der Nord-West-Küste. Eine solche zu Stande zu bringen, betrachten wir als unsern Hauptzweck. So gewiß eine jede gesellschaftliche Vereinigung in einem schon, wenn auch nur schwach, bevölkerten Lande keinen Stand hält, so gewiß verleiht nur die Vereinigung Kräfte, die die Einzelnen nie besitzen können, und so gewiß können nur durch Vereinigung Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt werden, unter denen der Einzelne erliegen müßte.

Der leitende Grundsatz einer solchen Vereinigung muß der sein, daß sie sich so viel wie nur möglich mit der Unabhängigkeit des Einzelnen vertrage. Es darf deshalb nicht die Rede sein von Errichtung einer gemeinschaftlichen Kasse, und überhaupt muß jede Gemeinschaftlichkeit, da wo sie nicht unumgänglich nöthig ist, verbannt werden, deßhalb kann auch eine s. g. Leitung nur in dem Auftrage bestehen, den Gesammtwillen auszuführen.

Eine Vereinigung aber ist für den Zweck, von dem wir jetzt sprechen, die erste Lebensbedingung; ein gemeinsames Wirken ist erforderlich, wenigstens ihm den Anfang zu geben; von dem Anfange hängt Alles ab, der Fortgang wird sich schnell und gewiß überraschend schnell machen. Indem wir in Gesellschaft unsern Weg nach Ländern nehmen, welche die ausgedehntesten Striche unbenutzten Bodens haben, so kann unsere Vereinigung dort auf keine Hindernisse stoßen. Indem wir es sorgfältig vermeiden, uns selbst nutzlose Beschränkungen aufzulegen, wird die Vereinigung für uns nur wohlthätige Folgen haben, sie wird jeden Einzelnen sicher stellen und ihm sein Werk erleichtern, in

solchem Grade, wie es in andern Ländern dem Einzelnen die günstigsten Zufälle nicht könnten. Die Einrichtung der Reise muß verschieden sein nach dem gewählten Lande. Nach der Nord-Westküste würde eine Schiffsmiethe so hoch kommen, daß die Gesellschaft ungleich besser fahren würde, wenn sie eins oder mehrere Schiffe kaufte. Es kann angenommen werden, daß Jeder für den Aufwand, den eine Reise ins Innere der vereinigten Staaten verursachen würde, Miteigenthümer an einem Schiffe werden, und also für jene Summe die Reise machen könnte, indem er sie nur als ein gute Zinsen tragendes Kapital anlegte. Wenn wir den Preis eines guten Schiffes von 300 Tonnen auf 20—30,000 Thlr. setzen, (was gewiß die allerhöchsten Preise sind) und ihn auf 50 vertheilen, so kommen auf jeden Theilnehmer im Durchschnitt 4 — 600 Thlr. für welche kleine Summe sie Eigenthümer des Schiffes sind. Diese Summe kann nach Zahl oder Mitteln der Gesellschaft noch unendlich verringert werden, indem ja nicht bloß diejenigen Miteigenthümer zu sein brauchen, welche die erste Reise auf dem Schiffe zusammen machen. So wäre also jedes Schiff das Eigenthum einer Aktiengesellschaft, die von diesen kleinen Aktien nachher noch einen mehr oder weniger großen Gewinn zu erwarten hätte.

Die Reise ins Innere der vereinigten Staaten kostet einer Familie im Durchschnitt 800 Thlr., wenn sie in den Cajüten, und etwa die Hälfte und etwas drüber, wenn sie in den Zwischendecken reist. Diese bedeutenden Summen sind aber rein verloren!

Jene Berechnung war auf die Nord-Westküste gemeint. Wir glauben aber aus vielen Gründen im Voraus den Rio negro als das Ziel betrachten zu dürfen. Dahin macht sich die Berechnung um mehr als die Hälfte billiger, weil die Reise nach der Negro-Mündung nicht die Hälfte der Zeit erfordert, als die nach der Nord-Westküste. Die Schiffe können demnach die Hin- und Herreise viel öfterer bewerkstelligen, und die Zahl der Theilnehmer am Eigenthum eines Schiffes kann größer sein, weil sie ihre Reise nur in kurzen Zwischenräumen zu machen brauchen. An Fracht kann es den Schiffen der Gesellschaft nie fehlen. Die Ausrüstung zur ersten Reise und Niederlassung kann sich nicht so hoch belaufen als die Summen, welche der im Innern der vereinigten Staaten angekommene Auswanderer anzuwenden hat, um etwas Land, Werkzeuge, Lebensmittel, u. s. w. zu kaufen. Es ist ein großer Vorzug, daß wir alles Nöthige nach Süd-Amerika mitnehmen können, welches nach den vereinigten Staaten nicht angeht, wo die Fracht mehr ausmachen würde, als die Sachen werth wären. Alle mitzunehmenden Bedürfnisse, Werkzeuge, u. s. w. haben wir hier sowohl besser als ungleich wohlfeiler, wie wir es in den vereinigten Staaten kaufen müßten. Kurz, es ist gewiß, daß selbst zur ersten Unternehmung der einzelne Auswanderer nicht so viele Kosten anzuwenden nöthig habe, als zu einer Ansiedlung in den vereinigten Staaten, wenn sie nur einigermaßen Erfolg versprechen soll. Dann bleibt immer noch die Summe übrig, die er für Land oder ein anderes Eigenthum anzuwenden hat, und die er hier noch ganz auf die Benutzung desselben, oder auf ein anderes Geschäft wenden kann.

Sollte eine so beschaffene Aktiengesellschaft keinen Anklang finden, so können die Schiffe für die Reise nach dem Rio negro oder überhaupt nach Süd-Amerika auch gemiethet werden. Besser wäre es wohl noch, einen Vertrag mit einem oder mehreren Schiffs-Rhedern zu machen, nach welchem sie uns hinbringen und eine regelmäßige Schiffsverbindung für eine bestimmte Zeit mit der Niederlassung unterhalten, so daß z. B. alle Vierteljahr ein Schiff bei uns ankäme, dem es nie an voller Fracht fehlen kann, hin und zurück. Alle diese Bestimmungen müssen sich natürlich nach der Zahl der Theilnehmer richten.

Bei der Ansiedlung müssen wir die Erfahrungen benutzen, die in Nord-Amerika gemacht worden sind. Angekommen in der Mündung des Rio negro, muß die Aufsuchung einer passenden Stelle die erste Sorge sein, namentlich müßte man bis zu der von Falkner erwähnten Halb-Insel hinaufsegeln. Ist der passende Platz gefunden, so wird es gut sein, als erste gemeinschaftliche Wohnung ein s. g. Fort zu bauen, indem die Häuser in ein Viereck gestellt werden; diese Häuser können nach Beschaffenheit des nächst gelegenen Landes vorerst entweder s. g. Blockhäuser oder, wenn der Wald nicht im Ueberfluß da ist, einstöckige, mit Schilf, Schindeln ꝛc., gedeckte Pisé-Häuser sein. Beiderlei Arten müssen mit Kaminen versehen sein, um in der ersten Zeit ein Feuer gegen die Feuchtigkeit am Morgen und Abend unterhalten zu können, indem sowohl die grünen Stämme als die Lehmwände die Woynung feucht machen würden, wenn man dem nicht durch ein kleines Kaminfeuer begeg-

nete. Diese erste Wohnung wäre mit vereinigter Arbeit schnell hergestellt, und könnte, je nachdem es für dienlich erachtet werden würde, noch mit Pallisaden und einigen Kanonen zu einer festen Burg gemacht werden. Es versteht sich, daß sie an einer Stelle erbaut werde, welche frei von Ueberschwemmung ist. Um dann Zeit zu ersparen und möglichst schnell eine Erndte zu machen, wird man ein passendes Stück Wiesenland aussuchen und es mit einer gemeinschaftlichen Umzäunung umgeben, welche am schnellsten durch im Zickzack aufeinandergelegte halbe Stämme geschaffen wird. Das muß die letzte gemeinschaftliche Arbeit sein. Die Urbarmachung der verlooßten Wiesen-Antheile muß dann Jeder für sich allein und seine Leute vornehmen. Das geschieht durch einen starken Pflug, der nach Beschaffenheit der Umstände auch tiefer wie gewöhnlich gehen muß. Das allerdings bessere Wald-Land kann man für die folgenden Jahre versparen; die größeren Stämme werden bloß durch Einkerben und Feuer getödtet, und zwischen den Stämmen, die nun keinen Einfluß mehr haben, wird die Damm-Erde durch einen einfachen Pflug aufgelockert. Für die Bevölkerung der prächtigen Weiden des Rio negro mit den nöthigen Heerden von Rindvieh, Schaafen, Pferden ꝛc., läßt sich auf verschiedene Art sorgen, entweder von den spanischen Niederlassungen oder von den Indianern. Hat so die erste Ansiedlung festen Fuß im Lande gefaßt, so mag nachher Jeder sich nach Belieben ein Stück aussuchen. Die Burg bleibt gemeinschaftliches Eigenthum der ersten Erbauer, kann zu andern Zwecken verwandt oder verkauft werden.

An einem höchst schnellen Aufblühen und Größerwerden dieser Niederlassungen, wenn nur die erste einmal da ist kann nicht gezweifelt werden. Wie viele deutsche Auswanderer könnte es dann noch geben, die anders wohin ihre Schritte richten könnten, als in dieses neue Deutschland? Darum ist eine selbstständige, von tausend Seelen gegründete, deutsche Niederlassung am Rio negro von mehr Bedeutung und von wichtigeren Folgen als eine von zwanzig tausend in den schon bestehenden Staaten Südamerika's, und wie von zwei Millionen in Nordamerika.

Wohldenkende Kapitalisten haben schon öfters an das Schicksal so vieler Armen in Deutschland gedacht, die mit täglicher schwerer Arbeit kaum nothdürftig ihr Leben mit schlechten Speisen fristen. Sie haben dieselben durch Verpflanzung auf größere Räume in Amerika sowohl selbst zu einem besseren Leben zu bringen, als auch für ihre Kapitale eine einträgliche und zugleich nützliche und menschenfreundliche Anwendung versucht. Diese edlen Unternehmungen verdienen den ungetheiltesten Beifall. Bedenkt man, welche unzählige Menge dieser armen Arbeiter es in Deutschland gibt, und wie ihre Zahl täglich durch Vermehrung der Bevölkerung überhaupt und durch Einführung von Maschinen ꝛc., wächst, so läßt sich leicht einsehen, wie wohlthätig jene Unternehmungen für die Armen sowohl, als für die Unternehmer und für das Ganze gemacht werden können. Diese Armen sind in Europa eine drückende Last. Sie selbst werden durch Armuth und ewige Dienstbarkeit entmenscht. Darum ist die Erfindung von immer mehreren Maschinen eine der größten Wohlthaten für das Menschengeschlecht.

Die Armen, die dadurch brodlos werden, können dann dem Gemeinwohl als Menschen dienen, und nicht als Maschinen. Man beschäftige sich nur mit den Mitteln, ihnen die Möglichkeit dazu zu geben. In Europa können sie es freilich nicht. Aber versetzt auf den Boden der neuen Welt, und ihm ihre Arbeit widmend, können sie bald das aufgewendete Kapital reichlich verzinst zurückzahlen, können zu selbstständigen Menschen und dann zu Verbrauchern werden, die im Stande sind, der Industrie des alten Vaterlandes einen neuen Aufschwung zu geben. Dieses Unternehmen kann aber seine wichtigste Bedeutung nur durch das Dasein einer deutschen Kolonie an irgend einem Punkte der neuen Welt, wo noch große Räume sind, erlangen. Und zwar muß diese Kolonie in soweit selbstständig sein, daß sie als ein Ganzes zu handeln vermag. Man hat gesehen, daß in den vereinigten Staaten weder die Armenkolonien hinlängliche Sicherheit und Nutzen gewährten, noch daß es einzelnen Auswanderern möglich ist, dergleichen als Arbeiter mit dahin zu nehmen. Außerdem gingen ja dort diese Kolonien für Deutschland ganz verloren. Das alles wäre anders, wenn jene Kolonien etwa an den Rio negro verlegt würden, nachdem eine deutsche freie Niederlassung sich daselbst gebildet hätte. Diese kann und muß aus eignem Intresse den Unternehmern hinlängliche Sicherheit für die Pflichterfüllung der hingesandten armen Ansiedler verbürgen. Außerdem werden sie da nicht, wie in fremden Staaten, für das alte Vaterland verloren sein; sie werden, wie alle andern dortigen Ansiedler, eine Stütze seiner Industrie. Endlich werden sie für das

neue Deutschland ein nützlicher Anwachs, so schädlich und lästig sie dem alten waren.

Im Kleinen kann diese Wohlthat sogleich beginnen; wenn die wohlhabenderen Auswanderer Einige mitnehmen, die sich auf verhältnißmäßige Zeit zur Arbeit verpflichten. Das ist auch für die Auswanderer ein Vortheil, den sie bekanntlich in den vereinigten Staaten nicht haben können. Sind solche Unternehmungen in hinlänglichem Grade da, dann erst wird die schändliche Sklaverei so vieler unsrer Landsleute aufhören. Haben wir nicht erlebt, daß arme Deutsche in der ärgsten Sklaverei bei den Yänki's lebten? Haben wir sie nicht abführen sehen unter den glühenden Himmel Jamaika's, um die schwarzen Sklaven zu ersetzen? O bei solchen Greueln erwachet, deutsche Männer, die ihr ein Gefühl für das Elend eurer Brüder, und die ihr die Mittel habt, zu helfen. Nicht von unnützen Almosen kann die Rede sein, sondern nur von nützlicher und edler Anwendung so vieler Kapitalien, die für ihre Besitzer nur geringen, und für das Ganze gar keinen Nutzen bringen. Doch gehört diese Angelegenheit nur in sofern hierher, als ihre gedeihliche Wirksamkeit von dem Bestehen einer unabhängigen deutschen Kolonie in der neuen Welt abhängt.

Der dritte Weg wäre der, daß eine deutsche Seemacht Kolonien gründete; das könnte vielleicht die Bildung einer Privatgesellschaft überflüssig machen. Die drei deutschen Hansestädte sind es, welche vermöge ihrer Stellung im deutschen Vaterlande den Beruf haben, sich die Gründung deutscher Niederlassungen in der neuen Welt angelegen sein

zu lassen. Sie sollte der Blick auf ihre kräftige Vorzeit dazu ermuntern und die Gewißheit, daß sie durch nichts anderes, als durch deutsche, von ihnen ausgehende Kolonien zu wahrhaft bedeutenden See- und Handelsmächten werden können. Daß dann fast alle Auswandrer des ganzen Deutschlands, statt sich unter fremden Völkern zu verlieren, sich über große Länder ausbreiten würden, welche jene Städte als zu ihrem Gebiete gehörig betrachten könnten: das mögen sie noch für den geringsten Vortheil halten — so groß und ruhmvoll auch das Verdienst um das ganze deutsche Volk wäre. Aller Handel und Verkehr, der die Kolonien an das alte Vaterland knüpfte, würde durch ihre Hände gehen, und dieses allein die Seemacht jener Städte auf eine Höhe heben, gegen welche die jetzige klein erscheinen muß. Mögten sie nur die Aussicht in Erwägung ziehen, die ihnen eine Eröffnung der Handelsstraße des Rio negro für den deutschen Handel darbietet, an welchem Flusse sich zugleich ein unermeßlicher Raum für blühende Niederlassungen befindet! Dadurch muß ein Theil des Handels von Ostindien und aller östlich davon liegenden Reiche wieder in deutsche Hände kommen; welche Aussicht für den Wohlstand des deutschen Volkes, wenn damit zugleich der Donau-Main-Kanal seine Hoffnung erfüllt! Und in diesen beiden Aussichten liegt zunächst der wiederauflebende Glanz und die Macht eines großen Theils jener edlen Städte, auf denen aus früheren Jahrhunderten die wahrhaft stolzesten Erinnerungen des deutschen Volks ruhen.

Da nun aber die Betretung dieses letzten Weges nicht von uns abhängt, und da er auch nur unter gewissen

Bedingungen zu einem für beide Theile wünschenswerthen Ziele führen kann, so ist hier nicht der Ort, weiter darüber zu sprechen.

Das ist's nun, Gefährten, was wir euch zu sagen, was wir eurem Urtheil zu unterwerfen, und was wir eurer ganzen Beherzigung anzuempfehlen hatten. Eine große Frage hat sich unter uns aufgestellt. Sollen wir leben oder untergehn? Sollen wir auf unsere Enkel den deutschen Namen bringen, und die Erinnerung an unser gutes, dem deutschen Volke würdiges Thun? Sollen wir ihnen die hohen Güter überliefern, die wir hatten, und die sie haben werden von der Verbindung mit dem großen Volke ihrer Väter? Oder sollen wir sie heranwachsen sehen zu Fremdlingen, die uns nicht verstehen wenn wir alt sind, und die uns vergessen werden schon am Tage unseres Todes, eine Schmach für sie und für uns? Mit Recht. Denn was Anderes hätten sie uns zu danken, als daß wir sie überantwortet hätten und dahingegeben den Fremden? Das sei ferne. Alles hängt ja von uns ab. Darum schließe sich keiner aus von der guten Sache, der er doch mit Nothwendigkeit angehört. Vereinigt euren Willen, eure Kräfte, Deutsche, von den schweizer Alpenhörnern bis zu den nördlichen Gestaden, von den Bergen der Sachsen bis auf die Vogesen, bis in die Thäler der Ardennen. Ja, besonders ihr, die ihr schon in Europa den Welschen untergeben seid, euren Auswanderern steht's jetzt frei, sich und ihre Kinder dem deutschen Volke wiederzugeben in der neuen Welt. Denn noch, gewiß, habt ihr's nicht vergessen,

daß ihr Deutsche seid, noch verstehet ihr die brüderlichen Laute unserer gemeinschaftlichen Muttersprache.

Soweit ihre schönen Töne reichen, erkennt eure Pflicht, erkennt euren wahren Vortheil. Mahnend rufen wir unserer Ahnen edlen deutschen Geist vor eure Seele; der deute euch die hehre Sache, daß ihr die Hand leget an den schönen deutschen Bau, der in Ewigkeit die Söhne deutscher Erde vor dem Untergang bewahre. Für solche Sache müßten wir in jeden Kampf gehen, für das Ziel müßten wir gern unser Herzblut opfern, aber seht, es ist jetzt noch so leicht, jetzt noch stehen uns so viele gute Länder offen.

Anhang.

Für die ersten Schritte zur Vereinigung und Verständigung werden folgende Vorschläge wohl am passendsten sein. Diejenigen Auswanderer, welche sich auf irgend eine Weise für diese Sache interessiren, (und insbesondere diejenigen, welche ihre Reise auf Frühling und Sommer 1840 festgesetzt haben), können sich mit denjenigen, welche in ihrer Nähe wohnen, zu kleinen Gesellschaften vereinigen, und diese dann die Nachricht davon, ihren Willen, Ansichten, Vorschläge ꝛc. (portofrei) an mich einsenden. Ich erbiete mich in dem Falle, dieselben auf irgend einem Wege, durch öffentliche oder Privatmittheilung, an die andern Mitglieder gelangen zu lassen. Es versteht sich von selbst, daß auch jeder einzelne Auswanderer, dem es in seiner Nähe an Gesellschaft fehlt, auf diesem Wege mit allen andern in Verbindung gesetzt wird. Ein Anfang ist gemacht. Wie sich die Sache selbst dann ferner gestalten wird, das hängt von diesen Mittheilungen und von den ferneren Besprechungen darüber ab. Was dann zu jeder Zeit, hie oder da, für die weitere Beförderung unserer wichtigen Sache geschehen sein wird, das werden die Theilnehmenden ebenfalls auf dem besprochenen Wege erfahren. Möge nur Jeder an seinem Theil die Beförderung und Verbreitung des guten Unternehmens sich angelegen sein lassen!

FEB 23 1905

Gedruckt in der Estienne'schen Buchdruckerei.

Deutschland

in

Amerika,

Das einzig rechte Ziel aller deutschen Auswanderer.

Von

W. Frank.

Cassel, 1839.

J. Bohnstedtsche Hofbuchhandlung.

In derselben Verlagshandlung sind ferner nachstehende empfehlenswerthe Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Casparson, W. J. E. G., Wie kann der Landmann seine Stadt-, Dorf- und Feldwege ohne Kosten des Staates und eigene Uebelast zu seinem Nutzen verbessern? Eine Preisschrift der kurfürstl. hessischen Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste. Vierte Auflage; gänzlich umgearbeitet von den kurfürstl. Ober-Bauräthen Fick und Windemuth. Mit einem Steindrucke. 8. Preis 10 gGr.

Heinrich, K. J., Notizen, enthaltend Warnungen und Winke für Auswanderer nach Nord-Amerika. 8. broch. Preis 6 gGr.

Diese Notizen enthalten nicht nur Urtheile über die in Nord-Amerika, namentlich in Baltimore, New-York und Philadelphia bestehenden Vereine zur Unterstützung der Einwanderer, sondern auch Warnungen und Winke zum Wohle dieser Letzteren, und sind daher jedem Auswanderer bestens zu empfehlen.

Hopfe, J. G. F., neuester Briefsteller für das gewöhnliche bürgerliche Leben, enthaltend eine kurze faßliche Anweisung zum Briefschreiben, nebst Anhang von Formularen zu verschiedenen schriftlichen Aufsätzen für das bürgerliche Geschäftsleben, und einer kurzen Erklärung fremder im Geschäftsleben häufig vorkommender Wörter. Ein Handbuch zur Belehrung für den Bürger und Landmann

Jöck's, J. A., Leitfaden beim Unterricht in der englischen Sprache. 2te Aufl. 8. 10 gGr.

Ueber [illegible]irthschafts-Einrichtungen. Ein Hand[illegible]fsbuch für Güterbesitzer, angehende [illegible]the, Oekonomie-Verwalter und Lehr[illegible]ach vieljähriger Erfahrung und [illegible] anerkanntesten Grundsätzen der [illegible]ten ökonomischen Schriftsteller, als [illegible]pe, Schwerz, Thaer ꝛc., herausgegeben von K. H. Kümmel, praktischem Landwirthe. 1839. 8. broch. Preis 10 gGr.

Das unter vorstehendem Titel erschienene Werk ist bereits von mehreren wissenschaftlich gebildeten und praktisch erfahrenen Landwirthen, mithin von kompetenten Beurtheilern, als eine sehr willkommene Gabe und dem angedeuteten Zwecke völlig entsprechend begrüßt

werden. Den Herren Gutsbesitzern und angehenden Oekonomen darf daher dasselbe mit um so größerem Rechte empfohlen werden, da es vor den bekannten umfangreichen und theuern Büchern in diesem Fache den wohl zu beachtenden Vortheil klarer Uebersicht und gedrängter Zusammenstellung alles hierin durch 20jährige Erfahrung Bewährten, darbietet, den möglichst gering gesetzten Ladenpreis von 10 gGr., also durch seine evidente Nützlichkeit bei weitem überwiegen wird. Einer der Herren Recensenten sagt: „Ich kann bezeugen, daß der Verfasser sein Ziel rühmlichst erreicht hat, nämlich jungen Landwirthen in diesem Werkchen einen guten Leitfaden zu allen bei der Landwirthschaft vorkommenden Geschäften zu geben. Sie werden gewiß dieses vorzügliche Buch nicht ohne Nutzen zur Hand nehmen, Vieles daraus lernen und auf Vieles aufmerksam gemacht werden. Aber, was das kleine Werk seinen Besitzern am nützlichsten macht, ist: daß es die Art und Weise angiebt, wie landwirthschaftliche Geschäfte in ihrem ganzen Umfange betrieben werden müssen, gründlich behandelt, so daß es für den Inbegriff einer kleinen landwirthschaftlichen Bibliothek gelten kann, denn der Landwirth, welcher diese Schrift im Kopfe hat, bedarf nicht vieler anderer, und wird dafür dem, nicht bloß sehr wissenschaftlichen, sondern auch wahrhaft praktischen Verfasser vielen Dank wissen.

Volkius, E., Tabelle der vorzüglichsten Landstraßen und Entfernungen in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's. Sauber [illegible]ographirt. Preis 8 gGr. — Es wird diese Tabe[illegible] jeden Auswanderer, welcher genöthigt [illegible] von Nord-Amerika zu reisen, ein höch[illegible] Wegweiser sein, und bemerken auch noch, daß [illegible] den der Entfernungen sehr gewissenhaft aufgezei[illegible] und durchaus zuverlässig sind.

Zeitung, landwirthschaftliche, für Kurhessen. Siebzehnter Jahrgang. 1823—1839. 4. à 1 Thlr. 8 gGr. Vom siebenzehnten Jahrgange erschien bereits das 1te Quartalheft, und fortwährend werden noch Bestellungen auf denselben angenommen.

Gedruckt in der Estlandischen Buchdruckerei.

18 S '05

LIBRARY OF CONGRESS
0 011 563 495 1